

Zeitschrift für Familien- forschung

Journal of Family Research

In diesem Heft:

- Medienerziehung in der Familie
- Beziehungserfahrungen und Partnerschaftsverlauf vor der Heirat
- Kontakte mit Nichten und Neffen
- Dyadisches Coping Inventar (DCI)
- Karl Mannheims „Problem der Generationen“ – 80 Jahre danach

2/2008

Referiert im SSCI



ISSN 1437-2940
20. Jahrgang 2008, Heft 2
Verlag Barbara Budrich

Inhalt

Editorial	105
<i>Una M. Röhr-Sendlmeier, Irina Götze & Rebecca Stichel</i> Medienerziehung in der Familie: Regeln und Motive, Umfang und Auswirkungen der Nutzung von Computer, Fernseher und Videokonsole	107
<i>Norbert F. Schneider & Heiko Rüger</i> Beziehungserfahrungen und Partnerschaftsverlauf vor der Heirat. Eine empirische Analyse von Angehörigen der Eheschließungskohorte 1999-2005	131
<i>Nina Jakoby</i> Kontakte mit Nichten und Neffen – Eine empirische Analyse von vernachlässigten Verwandtschaftsbeziehungen	157
<i>Simone Gmelch, Guy Bodenmann, Nathalie Mewwly, Thomas Ledermann, Olga Steffen-Sozinova & Katja Striegl</i> Dyadisches Coping Inventar (DCI): Ein Fragebogen zur Erfassung des partnerschaftlichen Umgangs mit Stress	185
<i>Forum</i>	
<i>Henk A. Becker</i> Karl Mannheims „Problem der Generationen“ – 80 Jahre danach	203

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

die *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research* verfügt unter der Adresse

www.zeitschrift-fuer-familienforschung.de

schon seit einigen Jahren über eine eigene Internetpräsentation, auf der wir unsere Zeitschrift in deutscher wie in englischer Sprache vorstellen.

Wir freuen uns, Ihnen mitteilen zu können, dass ältere Beiträge – d.h. Artikel, die nicht im laufenden Jahr oder im Jahr davor erscheinen oder erschienen sind – nunmehr als Volltexte in Form von PDF-Dateien auf unserer *Website* einsehbar sind. Wir danken dem Verlag Barbara Budrich, dass er seine Zustimmung dazu gegeben hat.

Im Mai 2008 ist François Höpflinger (Universität Zürich) aus privaten Gründen aus dem Herausgeberkreis ausgeschieden. Die Herausgeber danken ihm für sein großes langjähriges Engagement für die Belange der Zeitschrift. Wir freuen uns, dass es gelungen ist, Johannes Huinink (Universität Bremen) und Michaela Kreyenfeld (Universität Rostock) für die Mitarbeit im Herausgeberkreis zu gewinnen. Sehr erfreulich ist zudem, dass die ZfF/JFR ab Heft 1/2008 in den Social Sciences Citation Index® (SSCI®) aufgenommen worden ist.

Auch im vorliegenden Heft stellen wir Ihnen eine Reihe von Einzelbeiträgen vor. Für das kommende Jahr sind jedoch wieder Schwerpunktthemen – unter anderem zur Armut von Kindern in Europa – in Planung.

Wir wünschen Ihnen eine gute, eine anregende Lektüre. Über Rückmeldungen und Diskussionsbeiträge zu den Beiträgen der Zeitschrift würden sich die Herausgeber und die Redaktion freuen.

Hans-Peter Blossfeld
Geschäftsführender Herausgeber

Kurt P. Bierschock
Redakteur

Una M. Röhr-Sendlmeier, Irina Götze & Rebecca Stichel

Medienerziehung in der Familie:

Regeln und Motive, Umfang und Auswirkungen der Nutzung von Computer, Fernseher und Videokonsole

Parental education concerning their children's use of modern media: family rules and motives, extent and effects of using the computer, watching television and playing video games

Zusammenfassung

Ausgehend von einem Forschungsüberblick über förderliche und abträgliche Auswirkungen der Fernseh- und Computernutzung werden empirische Daten zur familiären Medienerziehung vorgestellt. In zwei aufeinander aufbauenden Studien mit 282 Dritt- und Viertklässlern und ihren Eltern wurden das Ausmaß der Mediennutzung, Regeln und Motive der Medienerziehung sowie die Lesekompetenz der Kinder erhoben. Schon bei insgesamt moderaten Gesamtnutzungsdauern korrelierte die Höhe des Fernseh- und Computerkonsums negativ mit der Lesekompetenz. Explizite elterliche Restriktionen gingen mit einer geringeren Nutzung von Fernseher, Computer und Videokonsole einher. Selbstständige Nutzungsentscheidungen durch das Kind hingen dagegen mit höherem Konsum zusammen. Motive der Eltern für die Medienrezeption des Kindes, die normativ als weniger erwünscht anzusehen sind – etwa damit das Kind sich nicht langweilt –, korrelierten mit erhöhtem Medienkonsum. Das Motiv der Wissenserweiterung stand jedoch in keiner überzufälligen Beziehung zum Ausmaß des Mediengebrauchs. Die Ergebnisse geben Hinweise auf die Gültigkeit der Verdrängungshypothese des Lesens durch das Fernsehen und sprechen gegen Positionen, nach denen erst bei deutlich erhöhter Nutzung negative Zusammenhänge mit schulisch relevanten Fähigkeiten festzustellen sind.

Abstract

After a review of publications on positive and detrimental effects of using the computer and watching television, empirical data on parental education concerning the use of modern media are presented. In two studies, a total of 282 elementary school children and their parents were interviewed with respect to the extent they used electronic media, their rules and motives for letting the children watch television, use the computer and play video games. The children's reading proficiency was tested. Although the overall extent of using the media was moderate, time spent in front of them and reading proficiency correlated negatively. Explicit parental restrictions lead to less media use, whereas children's decisions when and how to use the electronic devices correlated with exposure to media. Parental motives which may be considered normatively less agreeable – e.g., letting the children use the media to prevent boredom – correlated with intensified reception. Building up knowledge as a motive, however, was not correlated with increased media use. The results support the thesis that ready access to television may reduce reading activity. They provide evidence against the position that only in case of excessive media use detrimental effects can be found.

Schlagwörter: Medienerziehung, Fernsehkonsum, Computernutzung, Videokonsole, Lesekompetenz

Key words: Media education, television, computer, video games, reading proficiency

1. Einleitung

Kinder können mit dem Computer und durch das Fernsehen viel Nützliches lernen; diese Medien dienen weitgehend auch der Unterhaltung. Als integraler Bestandteil der kindlichen Lebenswelt steht das Fernsehen in der Rangfolge medialer Freizeitbeschäftigungen unbestritten auf dem ersten Platz (Aufenanger 2001). Nach einer Studie von Feierabend und Klingler (2005) beträgt die durchschnittliche Sehdauer 3- bis 13-jähriger Kinder 93 Minuten täglich. Bei der Nutzung des Computers lässt sich in den letzten Jahren ein stetiger Zuwachs verzeichnen: Feierabend und Klingler (2003) ermittelten nach Angaben der Mütter, dass die Computernutzung bei Kindern zwischen 6 und 13 Jahren bereits durchschnittlich 32 Minuten täglich in Anspruch nimmt. In der Studie *Kinder und Medien* (KIM, Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest 2005) zeigte sich, dass 63 Prozent der 6- bis 13-Jährigen regelmäßig, zum Teil sogar täglich vor dem Computer saßen. Mit zunehmendem Alter stieg der Anteil derjenigen, die den Umgang mit dem PC als ihre Lieblingsbeschäftigung nannten, stetig von 6 Prozent bei den Jüngsten auf 24 Prozent bei den 12- bis 13-Jährigen an. Aufenanger und Gerlach (2005) untersuchten Haushalte mit 3- bis 6-Jährigen Kindern und fanden, dass nur 15 Prozent dieser Kinder keinen Zugang zu einem PC, etwa zum Malen oder Spielen, hatten.

Fernsehen und Computer sind aus dem Leben der Kinder nicht mehr wegzudenken. Um so wichtiger wird die Frage, ob diese Medien tatsächlich überwiegend als Lernangebote wirken und was Eltern tun können, damit die erwünschten Effekte und nicht im Gegenteil mögliche negative Folgen resultieren.

2. Förderliche Effekte pädagogisch intendierter Kindersendungen und Computerprogramme

2.1 Fernsehsendungen

Auch wenn zahlreiche Eltern dem Fernsehen eine bildende Funktion zuschreiben (Hurrelmann, Hammer & Stelberg 1996; Frey-Vor & Schumacher 2004) liegen wissenschaftliche Belege zu positiven Lernwirkungen durch das Fernsehen nur in vergleichsweise geringem Umfang vor. Evaluationsstudien beschränken sich in der Regel auf jene Sendungen, die explizit mit pädagogischer Intention konzipiert wurden. Das bekannteste Beispiel hierfür ist die Vorschulsendung *Sesamstrasse*, die in den Anfangsjahren insbesondere Kindern aus sozial benachteiligten Familien ein weiteres Bildungsangebot bieten wollte, um so zu einem Ausgleich der Startbedingungen beim Schuleintritt beizutragen. Die ursprüngliche Version stammt aus den USA, wo

sie vor über 30 Jahren erstmals ausgestrahlt wurde (Ball & Bogatz 1970). Anderssprachige Adaptationen wurden bis heute in insgesamt 19 Länder exportiert. Die Effektivität dieser Sendung wurde verschiedentlich überprüft. Die unterhaltsame Vermittlung schulrelevanter Inhalte, wie des Alphabets oder des Umgangs mit Zahlen, hatte nachweislich förderliche Effekte auf die Entwicklung von Kindern. So ging die so genannten *Topeka Study* (Rice, Huston, Truglio & Wright 1990) der Frage nach, ob sich das Anschauen bestimmter Fernsehsendungen, insbesondere der *Sesamstraße*, begünstigend auf die Wortschatzerweiterung von Vorschulkindern auswirkt. Die Stichprobe bestand aus 326 Kindern zweier Alterskohorten, welche zu Untersuchungsbeginn 3 bzw. 5 Jahre alt waren. Mit Hilfe von Protokollen, die die Eltern zwei Jahre lang mehrmals pro Woche ausfüllten, wurden sowohl die Höhe des Fernsehkonsums als auch die Art der konsumierten Sendungsinhalte erfasst. Der kindliche Wortschatz wurde über einen standardisierten Test erhoben. Die Analysen zeigten, dass der Konsum der so genannten *educational programs*, hauptsächlich der *Sesamstrasse*, im Alter von 3 Jahren eine Vorhersage des 2 Jahre danach erhobenen Wortschatzes erlaubte. Dieses Ergebnis blieb auch dann bestehen, wenn die Variablen Geschlecht, Geschwisterposition, Schulbildung und Sozialstatus, Einstellungen zum Fernsehen sowie die elterlichen Ermutigungen zum Ansehen der *Sesamstraße* kontrolliert wurden. Der Zusammenhang ergab sich jedoch nicht für die anderen Programmkategorien, wie z.B. Unterhaltungsprogramme, und auch nicht für die Kinder, die zu Untersuchungsbeginn bereits fünf Jahre alt waren. Diesen Alterseffekt begründen die Autoren damit, dass die *Sesamstraße* für Kinder im Alter zwischen 3 und 5 Jahren konzipiert wurde und daher ältere nur in geringerem Ausmaß von ihr profitieren könnten.

Die Befunde einer aktuelleren Längsschnittstudie von Anderson, Huston, Schmitt, Linebarger und Wright (2001) deuten – zumindest bei einigen Kindern – sogar auf potentiell positive Langzeiteffekte der *Sesamstraße* hin. Anfang der 1980er Jahre wurden bei den 570 Teilnehmern im Alter von 5 Jahren Informationen zum Ausmaß und Inhalt des Fernsehkonsums über ein Tagebuchverfahren gewonnen. Zehn Jahre später wurden diese Versuchspersonen als Highschool-Absolventen telefonisch ausführlich interviewt. Es zeigte sich, dass ein vermehrter Konsum pädagogisch intendierter Programme wie der *Sesamstraße* im Vorschulalter mit einem besseren Notendurchschnitt in den Fächern Englisch, Naturwissenschaften und Mathematik sowie mit einer höheren Leseaktivität, einer stärkeren Leistungsorientierung, höherer Kreativität und weniger aggressivem Verhalten am Ende der Schulzeit einherging. Diese Zusammenhänge waren für Jungen jedoch weitaus stärker ausgeprägt als für Mädchen. Die gefundenen Zusammenhänge blieben auch unter Berücksichtigung verschiedener Variablen wie z.B. des familiären Hintergrundes oder der Mediennutzung im Jugendalter bestehen.

Auch außerhalb der Forschung zur *Sesamstraße* wurden verschiedene Programmtypen im Hinblick auf differentielle Effekte untersucht. In einer Längsschnittuntersuchung von Koolstra, van der Voort und van der Kamp (1997) in den Niederlanden wurde der Fernsehkonsum der Schüler von der vierten bis zur sechsten Klasse mit Hilfe von Checklisten erhoben und in Informations- und Unterhaltungssendungen eingeteilt. Es zeigten sich der Tendenz nach positive Korrelationen zwischen den Leistungen in einem Leseverständnistest und der Menge an konsumierten Informa-

tionssendungen sowie eindeutig negative Beziehungen zu dem Konsum von Unterhaltungssendungen. Auch in der PISA-Studie wurde der Fernsehkonsum der Kinder erfragt (Tillmann & Meier 2001). Hier fanden sich ebenfalls Hinweise darauf, dass die konsumierten Inhalte bedeutsamer als die reine Nutzungszeit sind. Während der Konsum von Informationssendungen wie Nachrichten, Sport oder politischen Sendungen in keinem Zusammenhang mit den Lesekompetenzen stand, ergaben sich für den Konsum von Horror- und Gewaltfilmen signifikant negative Korrelationen.

2.2 Computerprogramme

Auch für Lernprogramme für den Computer gilt, dass nicht allgemein von positiven Effekten gesprochen werden kann. Wissenschaftliche Studien zu den Erfolgen solcher Lernprogramme ergeben ein uneinheitliches Bild. Zum einen wird über Vorteile gegenüber konventionellem, schulischem Lernen berichtet (z.B. Kazmerski & Blasko 1999), zum anderen aber auch über negative Ergebnisse (Merchant, Kreie & Cronan 2001). Sofern sich Vorteile des Computers zeigten, können diese häufig mit kurzfristig wirkenden Motivationseffekten erklärt werden, die sich durch die Neuheit des Arbeitens mit diesem Medium ergaben (Blömeke 2003). Je nach den vermittelten Inhalten war der Lernerfolg auch abhängig von der Art der gegebenen Rückmeldung. Beim Einüben von Faktenwissen erwies sich ein einfaches Feedback über eine richtige oder falsche Antwort als ausreichend. Bei komplexen Lerninhalten war dagegen eine durch Erklärungen ergänzte Rückmeldung deutlich effektiver (Mandel & Hron 1989). Konnte die Darbietungsgeschwindigkeit individuell reguliert werden und waren die dargestellten Zusammenhänge gut strukturiert, war dies ebenfalls förderlich (Mayer & Chandler 2001, Mautone & Mayer 2001). Über Merkmale der Programme hinaus können auch Eigenschaften der Nutzer die Lernleistung beeinflussen. Von Bedeutung erwiesen sich Variablen wie das Alter der Kinder – jüngere Kinder vergessen das Gelernte schneller – (Howe & Courage 1997), und die Vorerfahrung im Umgang mit dem PC (Greenleaf 1996). Bei intrinsischer Motivation zur Beschäftigung mit dem Computerprogramm, wenn also die Handlung selbst als belohnend empfunden wurde, konnten längerfristige Behaltensleistungen nachgewiesen werden (Parker & Leppner 1992).

Positive Wirkungen von so genannten *Edutainment*-Programmen konnten von Käser und Vogelsberg (2007) bei Vorschulkindern belegt werden. In solchen Programmen sollen Spaß- und Unterhaltungsmomente das Lernen neuer Inhalte mit dem Computer erleichtern. Die spielerische Vermittlung von Verkehrswissen, die nur einmalig für 40 Minuten erfolgte, führte zu Wissen, das auch noch einige Wochen später reproduziert werden konnte. Vogelsberg (2008) erweiterte den Befund dahingehend, dass Vorschulkinder mit diesen *Edutainment*-Programmen nicht nur Wissen über Verkehrsregeln erwerben, sondern darüber hinaus auch ihr tatsächliches Verhalten als Fußgänger im Straßenverkehr nach dem Gelernten ausrichten. Als bedeutsam für diesen Lernerfolg ist jedoch auch hier der hohe Neuheitswert anzusehen, den die Inhalte der überprüften Programme zur Verkehrserziehung für die Kinder der Untersuchungen hatten. Die Bedeutung des Neuheitswertes bestätigen weitere Studien (Käser 2008): Eine Effektivität von Programmen zur Gesundheits-

erziehung konnte bei Grundschulern nachgewiesen werden, während ähnliche Effekte für Computerprogramme, die Inhalte schulischer Kernfächer gemäß dem Curriculum vermitteln sollten, nicht gefunden werden konnten. Ein signifikanter Lernerfolg bestätigte sich weder für *Edutainment*-Programme, die sich mit Englisch für die vierte oder Deutsch für die zweite Klasse beschäftigten, noch konnte ein Lernerfolg für Mathematikprogramme bei Zweitklässlern nachgewiesen werden. Nur bei Erstklässlern erzielte ein stark instruktionales Programm für den Mathematikunterricht nachhaltige Lerneffekte, da für die Schulanfänger die mathematischen Inhalte auch einen hohen Neuheitswert hatten.

Zu den Zusammenhängen zwischen Computernutzung und Fähigkeiten wie der Lesefertigkeit sind die Befunde ebenfalls differenziert zu sehen. Positiv kann wirken, dass verschiedene Tätigkeiten am Computer textbasiert sind und einige Bildschirmspiele das Lesen und Schreiben erfordern (Reiter 2002). Insbesondere dem Internet kommt dabei ein förderliches Potenzial zu, da dort die traditionelle schriftliche Kommunikation im Vordergrund steht (Petzhold 2000). So fanden Fuchs und Wößmann (2005) auch, dass die Internetnutzung und das Schreiben von E-Mails positiv mit Lesekompetenz korreliert waren. In einer Studie von Bertschi-Kaufmann (2003) konnte gezeigt werden, dass die Möglichkeit, am Computer zu lesen (z.B. Kinderliteratur auf CD-ROM) geschlechtsspezifische Differenzen in der Leseaktivität aufhob und vor allem für Jungen das Lesen am Computer äußerst attraktiv war.

3. Negative Auswirkungen der Fernseh- und Computernutzung

3.1 Fernsehen

In den letzten Jahren werden vermehrt Befürchtungen laut, dass ein hoher kindlicher Medienkonsum negative Auswirkungen auf verschiedene Bereiche der kindlichen Entwicklung hat. Dass Sendungen bestimmten Inhalts Gewaltbereitschaft und Aggressivität begünstigen können, ist in der Forschung weitgehend unbestritten (Lukesch 1997); es wird sogar von „Medienverwahrlosung“ gesprochen (Pfeiffer, Möhle, Kleimann & Rehbein 2006). Eine Reihe von Untersuchungen konnte nachweisen, dass häufiges Fernsehen eine ungesunde Lebensweise fördert und so zu gesundheitlichen Problemen, z.B. Übergewicht und motorischen Einschränkungen, führen kann (im Überblick z.B. Spitzer 2005, auch Röhr-Sendlmeier, Knopp & Franken 2007).

Andere Studien ergaben, dass ein hoher Fernsehkonsum die schulischen Leistungen der Kinder beeinträchtigt, wobei Hypothesen über negative Auswirkungen hinsichtlich schriftsprachlicher Kompetenzen besondere Beachtung finden. In einer Längsschnittstudie von Ennemoser (2003) wurden Effekte des Fernsehkonsums auf die Entwicklung der Sprach- und Lesefähigkeit von Grundschulern sehr detailliert untersucht. Kinder, die im Vorschulalter und im Verlauf des ersten Schuljahres einen konsistent erhöhten Fernsehkonsum von durchschnittlich zwei bis drei Stunden pro Tag zeigten, konnten im Verlauf der zweiten und dritten Klasse nicht dieselben

Leistungszuwächse wie die Normal- und Wenigseher verzeichnen; letztere sahen durchschnittlich 15 bis 30 Minuten täglich fern. Multivariate Analysen lieferten zudem Hinweise darauf, dass der erhöhte Fernsehkonsum kausal für die schlechteren Testleistungen verantwortlich war. Durch die Kontrolle relevanter Drittvariablen wurde sichergestellt, dass die negativen Effekte weder mit der intellektuellen Begabung noch mit der sozialen Schicht zusammenhängen.

In einer Untersuchung von Myrtek und Scharff (2000) wurden erstmals die psychophysiologischen Reaktionen und Verhaltensänderungen im Zusammenhang mit dem Fernsehkonsum bei 11- und 15-jährigen Schülern überprüft. Dazu trugen die Schüler 23 Stunden am Tag ein tragbares Datenerfassungsgerät bei sich. Über Elektroden wurden bei ihnen während der Schul- und Freizeit und des Nachtschlafs Veränderungen der Herzfrequenz und Bewegungsaktivität gemessen, wodurch die körperliche und emotionale Beanspruchung errechnet werden konnte. Weiterhin wurden die Schüler alle 15 Minuten aufgefordert, ihr derzeitiges Befinden und Verhalten über die Beantwortung von Fragen in das Gerät einzugeben. Die Messungen zeigen überraschende Ergebnisse: Vielseher – die mehr als 3 Stunden täglich fernsahen – waren öfter alleine, führten weniger Gespräche und hatten geringeren Kontakt zu Freunden als Wenigseher, die im Durchschnitt weniger als 60 Minuten täglich fernsahen. Die Vielseher zeigten eine geringere körperliche Aktivität und lernten seltener ein Musikinstrument. Entgegen ihrem subjektiven Empfinden war die emotionale Beanspruchung aller Kinder beim Fernsehen deutlich höher als in der Schulzeit. Als bedeutsames Ergebnis kann gelten, dass Vielseher emotional schwächer auf Fernsehinhalte reagierten als Wenigseher. Im Gegensatz dazu waren die Vielseher in der Schule aber emotional beanspruchter – und zeigten insbesondere im Fach Deutsch schlechtere Noten.

Dass sich ein erhöhter Fernsehkonsum im Alter von 5 bis 15 Jahren ungünstig auf die Realisierung eines Schul- oder Universitätsabschlusses auswirkt, fanden Hancox, Milne und Poulton (2005) in ihrer Längsschnittuntersuchung. Den Ergebnissen zufolge hatten 26-Jährige öfter keinen Schulabschluss, wenn sie als Kinder mehr als 3 Stunden täglich ferngesehen hatten. Diejenigen mit den geringsten Fernsehnutzungszeiten hatten dagegen am häufigsten einen Universitätsabschluss. Die Befunde blieben auch unter Berücksichtigung von Intelligenzniveau und sozioökonomischen Status der Eltern bestehen.

3.2 Computer

Auch für den Bereich der Computer und Videospiele wurde der Zusammenhang zwischen Nutzung und schulischen Leistungen untersucht. In einer neueren Studie von Fuchs und Wößmann (2005) wurden die Daten aus der PISA-Studie einer Re-Analyse unterzogen. Dabei zeigte sich ein umgekehrt U-förmiger Zusammenhang zwischen den Schulleistungen und dem Einsatz des Computers im Unterricht: Die Leistungen waren bei mittlerer Nutzungsintensität (einige Male im Jahr bis mehrere Male pro Monat) am besten; dort, wo der Computer selten oder niemals genutzt wurde, und vor allem dort, wo Computer und Internet mehrmals pro Woche eingesetzt wurden, zeigten die Jugendlichen schlechtere schulische Leistungen. Differen-

zierte Analysen ergaben, dass besonders jene Schüler(innen), die über einen Computer zuhause verfügen konnten, schlechte Schulleistungen aufwiesen.

Ein ähnliches Ergebnis ergab die Auswertung einer 2005 durch das Kriminologische Forschungsinstitut Niedersachsen durchgeführten Schülerbefragung von rund 17.000 Neuntklässlern und 6.000 Viertklässlern (Pfeiffer, Mößle, Kleimann & Rehbein 2006). Schüler mit hohen Mediennutzungszeiten (Fernseher oder Spielkonsole), die häufig auch einen eigenen Fernseher in ihrem Zimmer hatten, schnitten in der Schule deutlich schlechter ab als Altersgenossen mit geringeren Medienzeiten. Noch gravierendere Auswirkungen auf die schulischen Leistungen fanden sich bei starker Nutzung inhaltlich bedenklicher Computerformate: Je häufiger Viertklässler verbotene Spiele sowie erst ab 18 Jahren freigegebene Spiele spielten, desto schlechter waren ihre Noten in den Fächern Deutsch, Mathematik und Sachkunde. Diese Zusammenhänge bestätigten sich auch bei ausschließlicher Berücksichtigung deutscher Jungen aus Familien mit mittlerer und höherer Bildung, gutem Familienklima sowie gewaltfreier Erziehung.

Johnson, Cohen, Smailes, Kasen und Brook (2002) konnten in einer Längsschnittstudie zeigen, dass exzessiver Medienkonsum insbesondere bei Jungen förderlich für aggressives und antisoziales Verhalten im Jugend- und Erwachsenenalter wirkt. Besonders hohe Korrelationen ergaben sich dabei speziell für den Konsum gewalthaltiger Fernseh- und Computerspiele. Auch die Meta-Analysen von Bushman und Huesman (2006) bestätigen, dass sich im Durchschnitt aller Studien positive Zusammenhänge zwischen medialer Gewalt und Aggressivität beim Konsumenten ergaben.

4. Die Bedeutung elterlicher Medienerziehung

4.1 Fernsehen

Untersuchungen, die den Fernsehkonsum unter Berücksichtigung jener Erziehungsmaßnahmen betrachten, die die Eltern im Bezug auf das Medium vornehmen, sind vergleichsweise selten. Dies mag damit zusammenhängen, dass erst seit einigen Jahren für eine selbstverständliche Erziehung zu einem kompetenten Umgang mit dem Fernsehen plädiert wird, so wie es im Hinblick auf das Medium Schrift in der Pädagogik längst unumstritten ist. Entgegen der Auffassung Postmans, der noch in den achtziger Jahren behauptete: „Für Bilder gibt es kein ABC. [...] Das Fernsehen verlangt keine besonderen Fähigkeiten [...]“ (1983, 93) wird heute betont, dass Kinder frühzeitig Hilfe und Unterstützung im Umgang mit dem Fernseher benötigen (z.B. Six, Frey, Gimmler & Thibaut 2001). Eine besondere Verantwortung kommt dabei den Eltern zu, denn die Familie ist der Ort, an dem Kinder zuerst mit dem Fernsehen konfrontiert werden und der Umgang mit ihm nachhaltig geprägt wird. Jedoch stehen viele Eltern der Frage, wie sie ihre Kinder zu einer sinnvollen Nutzung des Fernsehens erziehen können, eher planlos und überfordert gegenüber. Es ist davon auszugehen, dass insbesondere die kontroversen öffentlichen Diskussionen um dieses Medium Eltern ambivalent und unsicher werden lassen, wie sie den Fernsehkon-

sum ihrer Kinder unter Aspekten vermuteter Chancen und Risiken bewerten sollen. Aus der Perspektive heutiger Erziehungsziele ist eine rein abschirmende Haltung in Form von absoluten Fernsehverboten kaum noch zeitgemäß, da Medien heutzutage zum täglich selbstverständlichen Erfahrungshorizont von Kindern gehören. Stattdessen wird versucht, die Entwicklung von Fähigkeiten und Kompetenzen der Kinder beim Umgang mit den Medien und ihren Inhalten früh zu unterstützen und pädagogisch konstruktiv zu begleiten (Charlton & Neumann-Braun 1992, Hurrelmann 2002b). Die Kinder sollen lernen, sich eigenständig mit den Medien auseinanderzusetzen, was für die Entwicklung einer eigenständigen Steuerung des Medienverhaltens, Selbstverantwortung und Kritikfähigkeit unerlässlich ist (Krüsmann 1998).

In Studien von Hurrelmann et al. (1996) und Kübler und Swoboda (1998) zeigte sich, dass in der überwiegenden Mehrzahl von Familien Regeln bezogen auf die Dauer, die Tageszeit und die Anzahl der erlaubten Sendungen bestanden. Inhaltliche Beschränkungen bezogen sich in 91% der Familien auf das Verbot, bestimmte Sendungen anzusehen. Götz (2001) fand ergänzend, dass Eltern öfter auch gezielt nur das Einschalten eines Senders – meist des Kinderkanales von ARD/ZDF – erlauben. Das Fernsehen wird oftmals auch zu Erziehungszwecken instrumentalisiert, wobei das Fernsehverbot als Mittel zur Bestrafung dominiert (Hurrelmann, Possberg & Nowitzky 1988). Die von der ARD/ZDF-Medienkommission im Jahr 2003 initiierte Grundlagenstudie zum Thema „Kinder und Medien“ (Frey-Vor & Schumacher 2004, Kuchenbuch & Simon 2004) widmete sich u.a. der Frage, welche Funktionen die Eltern dem Medium Fernsehen bezüglich ihrer Kinder zuschreiben. Über 90% der Eltern stimmten der Aussage zu, dass „Kinder beim Fernsehen viel Spaß haben sollten“. Groß war auch die Zustimmung zu der Aussage „Kinder sollten fernsehen, damit sie unter Gleichaltrigen mitreden können“ sowie hinsichtlich der Entspannungsfunktion des Fernsehens. Mehrheitlich wurden jedoch auch Lern- und Bildungsfunktionen bejaht. Eine ähnliche Gewichtung ergab sich bei Hurrelmann et al. (1996). In beiden Studien zeigte sich ferner, dass kritische Gespräche über das im Fernsehen Gesehene nur in etwa einem Drittel der Familien regelmäßig stattfanden und sich diese am häufigsten auf lustige, spannende oder Informationssendungen bezogen. Der Vorbildeffekt der Eltern erwies sich in mehreren Studien als bedeutendes Korrelat des kindlichen Fernsehverhaltens (Hurrelmann et al. 1996, Kunkel 1998, Van Evra 1990, Henning & Vorderer 2001).

4.2 Computer

Forschungsbefunde zu Aspekten der Computererziehung bieten bisher nur grobe Angaben über Regeln und Einschränkungen seitens der Eltern sowie deren Einfluss auf die tatsächliche kindliche Nutzung (Petzhold 2000). Hinweise darauf, dass der Computer durchaus in die Erziehung miteinbezogen wird, finden sich in der KIM-Studie 2005. Dort erklärten 70% der befragten Kinder zwischen 6 und 13 Jahren, dass sie am Computer nur bestimmte Tätigkeiten ausführen dürften, und ein Viertel gab an, dass ihre Eltern bei zu langer Computernutzung schimpften (KIM-Studie 2005). In einer Studie von Petzhold (2000) gab ein Drittel der befragten Kinder an, vor Einschalten des Computers fragen zu müssen; 40% der Kinder hingegen hatten

einen gänzlich uneingeschränkten Zugang. Auffällig ist, dass Eltern hinsichtlich des kindlichen Umgangs mit dem Computer „nicht sonderlich informiert“ waren (Bofinger 2001, S.44). Nach der KIM-Studie 2005 hatten nur 38% der Eltern fast alle PC-Spiele ihres Kindes gesehen und nur ein Fünftel hat fast alle selbst gespielt. Wissenschaftliche Untersuchungen zur medienpädagogischen Erziehung mit Blick auf die Nutzung von Videokonsolen stehen noch gänzlich aus.

5. Zwei Studien zur Nutzung von Fernseher, Computer und Videokonsole, zur Medienerziehung und Lesefähigkeit bei Grundschulkindern

Auch wenn einige Befunde zu den Zusammenhängen zwischen Mediennutzung und Medienerziehung auf der einen Seite und Mediennutzung und Schulleistungen auf der anderen Seite vorliegen, ist die Komplexion aus den drei Faktoren – Fernsehnutzung, Medienerziehung und schulisch relevanten Fähigkeiten – wenig erforscht. Studien, in denen Computertätigkeiten und Spiele an Videokonsolen zusätzlich zum Fernsehkonsum der Kinder unter Berücksichtigung des elterlichen Erziehungsverhaltens und die Auswirkungen auf schulische Leistungen beleuchtet werden, stehen noch aus. Daher haben wir in zwei aufeinander aufbauenden Untersuchungen mit 282 Grundschulern und ihren Eltern das Ausmaß der Mediennutzung durch die Kinder, Aspekte der elterlichen Medienerziehung und die Lesekompetenz der Kinder als schulisch bedeutsame Basisfähigkeit erhoben, um zu überprüfen, welche Beziehungen zwischen diesen Variablen aufzufinden sind und um Empfehlungen für pädagogisch sinnvolles Elternverhalten ableiten zu können. Konkret sollten die folgenden Fragestellungen beantwortet werden: Wie hoch ist der regelmäßige Medienkonsum der Kinder? Gibt es einen Zusammenhang zwischen dem Medienkonsum, der Lesefähigkeit und der Leseaktivität? Welche Regeln der Medienerziehung gelten intentional und funktional in den Familien? Hängen Medienerziehung und Mediennutzung zusammen?

5.1 Stichprobe und Instrumentarium

Die Stichprobe der ersten Studie bestand aus 89 Kindern der dritten und vierten Klassen dreier Gemeinschaftsgrundschulen einer Großstadt in Nordrhein-Westfalen und jeweils einem Elternteil eines Kindes. Die Stichprobe der zweiten Studie bildeten weitere 193 Kind-Eltern-Dyaden aus dritten und vierten Klassen aus 5 Gemeinschaftsgrundschulen einer weiteren Großstadt ebenfalls in Nordrhein-Westfalen.

In Studie 1, die auf das Medium Fernsehen fokussierte, wurden die Eltern der Schüler telefonisch auf freiwilliger Basis mittels eines eigens entwickelten, etwa halbstündigen Interviews befragt. Nur 4 von insgesamt 93 angesprochenen Eltern nahmen nicht teil. Die Befragung wurde mit jenem Elternteil durchgeführt, welches maßgeblich für die Fernseherziehung des Kindes verantwortlich war; zumeist waren dies die Mütter. Alle Familien hatten mindestens einen Fernseher. Anhand von ins-

gesamt 62 Fragen wurden Informationen über die elterliche Fernseherziehung, den Fernsehkonsum sowie zu den Leseaktivitäten in der Familie des Kindes ermittelt. Zum Fernsehkonsum und den Leseaktivitäten wurden quantitative Angaben in Minuten und die konkrete Uhrzeit des maximalen abendlichen Fernsehens erhoben; ansonsten wurden fünfstufige, numerisch und verbal verankerte Skalen mit den Polen „1 = nie“ und „5 = immer“ verwendet (2 = selten, 3 = manchmal, 4 = oft). Es wurde erfragt, wie häufig das Fernsehen als Erziehungsmittel eingesetzt und Gespräche über das vom Kind im Fernsehen Gesehene geführt wurden. Darüber hinaus war von Bedeutung, inwieweit die Eltern dem Fernsehen bestimmte Funktionen für ihr Kind zuschrieben bzw. aus welchen Gründen die Eltern ihr Kind fernsehen ließen. Dabei wurden zehn Funktionen abgefragt, beispielsweise Fernsehen „zur Wissenserweiterung“, „zur Ablenkung“ oder „aus Gewohnheit“ in dem Sinne, dass der Fernsehkonsum regelmäßig und unhinterfragt erlaubt wurde.

In Studie 2 stand die Nutzung des Computers als Lernmedium oder Spielgerät und das Spielen an Videokonsolen im Mittelpunkt, wobei die Fernsehnutzung ergänzend berücksichtigt wurde. Zur Datenerhebung bei den Eltern wurde hier ein Fragebogenverfahren statt des Interviews gewählt, da dies von den Familien der betreffenden Schulen präferiert wurde. Die Fragen entsprachen denen in Studie 1, waren aber erweitert um den Bereich der Nutzung des Computers und der Videokonsole. Der Teilnahme war wiederum freiwillig; der Rücklauf der ausgeteilten Fragebögen lag bei 81%, was bei einer schriftlichen Befragung als ausgesprochen zufrieden stellend bezeichnet werden kann (Bortz & Döring 2002). Nur eine der 193 Familien besaß keinen Fernseher; 7 Familien (3,6%) gaben an, keinen Computer zu besitzen; in 122 Familien (63,2%) stand eine Videokonsole zur Verfügung. Kinder, deren Familien nicht über die entsprechenden Geräte verfügten, wurden nicht aus der Stichprobe ausgeschlossen, da ja eine Mediennutzung auch bei Freunden und in der Schule möglich ist. Allerdings gingen jeweils nur die Kinder in die Datenanalysen ein, über die Angaben zur Mediennutzung erhoben werden konnten. Zum Fernsehen lagen Informationen von allen 193 Familien vor, zur Computernutzung Daten über 124 Kinder und über 94 von diesen Kindern zusätzliche Angaben zur Nutzung der Videokonsole. Der Konsum bestimmter Genres am Computer und an der Videokonsole wurde anhand fünfstufiger Skalen mit den Polen „1 = nie“ und „5 = täglich“ erhoben (2 = selten, 3 = mindestens einmal pro Woche, 4 = mehrmals pro Woche). Unter „Spielen“ am Computer bzw. an der Videokonsole wurde die Nutzung zur reinen Unterhaltung z.B. mit so genannten *Run-and-Jump*-Spielen verstanden; das „Lernen“ am Computer beinhaltete Tätigkeiten wie die Beschäftigung mit Lernprogrammen, Lernspielen oder schreiben und malen. Bei den Funktionen, die die Eltern der Computer- und Videospielnutzung zuschrieben, und der funktionalen Medienerziehung wurde nach Lernen mit dem Computer und Spielen an Computer bzw. Videokonsole unterschieden, da unterschiedliche Motive für den Lern- bzw. Unterhaltungsaspekt der kindlichen Tätigkeiten vermutet wurden. In den Berechnungen von Zusammenhängen zwischen intentionaler elterlicher Erziehung und Medienkonsum wurden die Nutzungszeiten am Computer insgesamt zugrunde gelegt, um vergleichende Aussagen zu den drei Medien Computer, Fernsehen und Videokonsole machen zu können.

Zusätzlich zum Elterninterview wurden die Kinder jeweils in einem knapp 10-minütigen persönlichen Gespräch befragt. Da Kinder dieser Altersspanne nicht immer zuverlässig in der Lage sind, in einem Interview eine Beantwortung auf fünfstufigen Skalen vorzunehmen, wurden die Fragen offen gestellt und die Antworten durch den Interviewer selbst eingeschätzt. Die Kinder wurden lediglich nach den Regeln gefragt, mit Hilfe derer die Eltern ihren Fernsehkonsum reglementierten. In Studie 2 bezogen sich die Items des Fragebogens auch auf die Computernutzung und das Spielen mit einer Videokonsole. Die Fragen an die Kinder entsprachen inhaltlich denen, die den Eltern gestellt wurden. Die Erfassung der kindlichen Lesefähigkeit erfolgte in beiden Studien über das standardisierte Testverfahren *Knuspels Leseaufgaben* (Marx 1998), welches drei für das Lesen relevante Fertigkeiten – Rekodieren, Dekodieren und Leseverständnis – überprüft.

5.2 Medienkonsum und Lesefähigkeit

Der tägliche Fernsehkonsum der Kinder betrug in Studie 1 im Durchschnitt 67 Minuten am Tag, in Studie 2 im Mittel 84,3 Minuten. Werktags wurde weniger ferngesehen als am Wochenende (Studie 1: 59 vs. 87 Minuten; Studie 2: 70 vs. 122 Minuten). Eine Einteilung der Kinder nach der täglichen Fernsehdauer in drei gleich große Gruppen ergab in beiden Studien, dass die „Wenigseher“ im Mittel etwa eine halbe Stunde (Studie 1: 30min; Studie 2: 37min) und die „Normalseher“ gut eine Stunde täglich fernsahen (Studie 1: 60min; Studie 2: 76min), während die „Vielseher“ durchschnittlich etwas weniger bzw. mehr als 2 Stunden vor dem Fernseher verbrachten (Studie 1: 110min; Studie 2: 131min). Über einen eigenen Fernseher im Zimmer verfügten in der ersten Studie 15%, in der zweiten 31% der Kinder.

Die Kinder aus Studie 2 nutzten ihren Computer täglich durchschnittlich 46,4 Minuten und die Videokonsole 44,1 Minuten lang. Jeweils verbrachten die Kinder vor diesen Medien etwa 40 Minuten in der Woche und 1 Stunde am Wochenende. Die „Wenignutzer“ saßen nur 8,7 Minuten vor dem Computer bzw. 4 Minuten an der Videokonsole, während sich die „Normalnutzer“ täglich etwa eine halbe Stunde am Computer (34,2 Minuten) und der Videokonsole (30,9 Minuten) und die „Vielnutzer“ sogar jeweils 84 Minuten im Schnitt täglich mit den Geräten beschäftigten. 42% der Kinder hatten die Möglichkeit, einen Computer in ihrem Zimmer zu bedienen. Das Spielen war die häufigste Beschäftigung: 93% der Kinder spielten nach Angaben ihrer Eltern zumindest manchmal am Computer, fast ein Drittel mindestens einmal pro Woche, täglich allerdings nur 2% der Kinder. Von den Genres wurden generell *Lernspiele* am häufigsten – von 69% der Eltern – angegeben. Es folgten *Fun-and-Jump*-Spiele bei jeweils etwa 50% der Befragten. Für die Schule gebrauchten ebenfalls 50% der Kinder den Computer zumindest ab und zu, und immerhin 35% der Kinder nutzen mehrmals pro Woche ein Lernprogramm nach Angaben ihrer Eltern. In der Regel saßen die Kinder allein vor dem Computer und vor der Videokonsole.

In Studie 1 gaben die Eltern eine durchschnittliche tägliche Leseaktivität ihres Kindes von 31 Minuten und eine eigene Lesezeit von 52 Minuten an. Bevor die Kinder selbst lesen konnten, wurde ihnen in diesen Familien fast täglich – an durchschnittlich 6,3 Tagen in der Woche – vorgelesen. In Studie 2 lag die angegebene

tägliche Leseaktivität der Kinder bei 20 Minuten, die der Eltern bei 25 Minuten; 55% der Eltern gaben an, früher ihren Kindern täglich vorgelesen zu haben, weitere 40% hatten ihnen mindestens einmal pro Woche vorgelesen.

Im Lesetest zeigten die Kinder aus beiden Untersuchungen Leistungen im mittleren Normbereich. In Studie 1 lag die Kompetenz mit einem T-Wert von 52,8 Punkten im oberen Durchschnittsbereich, in der zweiten Studie mit 49,4 Punkten fast genau im Normdurchschnitt. Zwischen der Lesefähigkeit und dem Fernsehkonsum bestanden in beiden Untersuchungen signifikante bzw. hoch signifikante negative Zusammenhänge ($r = -,213$, $p = ,022$ bzw. $r = -,326$, $p < ,001$). In der zweiten Studie ergaben sich ebenfalls sowohl für die Computer- als auch für die Videospieldnutzung sehr signifikante negative Zusammenhänge mit der Lesefähigkeit ($r = -,278$, $p = ,001$ bzw. $r = -,252$, $p = ,007$). Die Lesefähigkeit war in beiden Studien umso größer, je weniger Zeit die Kinder vor den Medien verbrachten.

Ein Vergleich der Leseleistungen der Wenig-, Normal- und Vielseher mittels ein-faktorieller Varianzanalyse erbrachte kein signifikantes Ergebnis in Studie 1 ($F_{(2,88)} = ,569$, $p = ,568$). In Studie 2 unterschieden sich die Sehergruppen dagegen signifikant in ihrer Lesefähigkeit ($F_{(2,172)} = 8.426$, $p < ,001$), wobei Post-hoc-Scheffé-Analysen deutlich schlechtere Leistungen der Vielseher sowohl gegenüber den Wenigsehern ($p < ,001$) als auch gegenüber den Normalsehern ($p = ,045$) belegen. Bezogen auf die Computernutzergruppen erreichte die varianzanalytische Berechnung genau das 5%-Niveau ($F_{(2,121)} = 3,078$, $p = ,050$). Der Unterschied zwischen Wenig- und Vielnutzern wurde im Post-hoc-Test knapp nicht signifikant ($p = ,058$), jedoch wies ihn ein einseitiger t-Test als überzufällig aus ($t_{(78)} = 2,299$, $p = ,012$). Ein Vergleich der Nutzer der Videokonsole wurde nicht signifikant ($F_{(2,91)} = 2,544$, $p = ,084$). Ein einseitiger t-Test dokumentiert jedoch auch hier eine statistisch bedeutsame Überlegenheit in den Leseleistungen der Wenigspieler gegenüber den Vielnutzern ($t_{(62)} = 2,320$, $p = ,012$).

Zweifaktorielle Varianzanalysen wurden berechnet, um mögliche Anhaltspunkte für die Gültigkeit der Verdrängungshypothese des Lesens durch die neuen Medien zu gewinnen. Die Verdrängungshypothese besagt, dass eine erhöhte Mediennutzung durch Kinder ihre Leseaktivitäten verdrängen und die Lesefähigkeit beeinträchtigen kann (Beenjes & van der Voort 1989, Paus-Haase, Höltershinken & Tietze 1990). Da die einfaktoriellen Berechnungen klare Effekte vor allem mit Bezug auf den Fernsehkonsum erbrachten, beziehen sich die zweifaktoriellen Varianzanalysen nur auf diesen Medienaspekt. Als unabhängige Faktoren wurden zum einen die Nutzergruppen und zum anderen eine Dreistufung der Leseaktivität mit der Leseleistung als abhängiger Variable berechnet. Die Lesergruppen wurden gewonnen, indem die Stichprobe jeder Studie in gleich große Subgruppen aufgeteilt wurde. Die Wenigleser in Studie 1 verbrachten täglich im Schnitt 13,97 Minuten mit dem Lesen, die Gruppe der Normalleser 29 Minuten und die Gruppe der Vielleser 60,98 Minuten. In dieser Studie war nicht nur die Leseleistung (s.o.), sondern auch die Leseaktivität der Kinder negativ mit ihrem Fernsehkonsum korreliert ($r = -,201$, $p = ,030$). Dies ist eine Voraussetzung für eine mögliche Bestätigung der Verdrängungshypothese. Es zeigte sich ein signifikanter Haupteffekt für die Lesezeit ($F_{(2,89)} = 3,695$, $p = ,029$), d.h. dass nach diesen Analysen die Leseaktivität, aber nicht die Fernsehdauer die Leseleistung der Kinder beeinflusste. Der Post-hoc-Scheffé-Test wies den Unterschied zwischen Wenig- und Viellesern als signifikant aus ($p = ,020$).

In Studie 2 lasen alle drei Gruppen jeweils weniger als in Studie 1: die Wenigleser nur 4,26 Minuten täglich, die Normalleser 14,73 Minuten und die Vielleser 42,52 Minuten. Für die Kinder in Studie 2 konnte kein Zusammenhang zwischen Leseaktivität und Fernsehkonsum ($r = ,063$, $p = ,209$) belegt werden. Es zeigte sich hier varianzanalytisch kein Haupteffekt der Leseaktivität ($F_{(2,166)} = 0,645$, $p = ,526$), jedoch ein Haupteffekt des Fernsehkonsums auf die Leistung im Lesetest ($F_{(2,166)} = 10,296$, $p < ,001$), welcher die Ergebnisse der einfaktoriellen Varianzanalyse (s.o.) bestätigt. Für diese Studie ergab sich ferner ein Interaktionseffekt zwischen der Zugehörigkeit zur TV-Nutzergruppe und der Leseaktivität ($F_{(4,166)} = 4,512$, $p = ,002$). Die Vielleser zeigten jeweils höhere Leseleistungen als die Wenig- und Normalleser, außer wenn sie zu den Kindern gehörten, die als Vielseher mehr als zwei Stunden fernsahen. Die Kinder, die täglich nur wenig oder in normalem Maße lasen, hatten jeweils dann höhere Werte im Lesetest, wenn sie wenig fernsahen.

5.3 Medienerziehung

Die überwiegende Mehrzahl der Eltern – 80% in Studie 1 und 96% in Studie 2 – gab an, den Zugang zum Fernseher hinsichtlich Dauer und abendlicher Uhrzeit zu reglementieren: Ihr Kind durfte selten selbst entscheiden, wie lange es täglich fernsah. Die mittleren Werte auf der Ratingskala lagen in den Studien bei 2,0 (SD = 1,2) bzw. bei 2,1 (SD = 1,1). Die Entscheidung darüber, bis wie viel Uhr das Kind abends fernsehen durfte, lag fast immer bei den Eltern (Studie 1: $M = 4,4$, $SD = 0,9$) Studie 2: $M = 4,8$, $SD = 0,6$). Die Kinder- und Elternangaben über die erlaubte tägliche Fernsehdauer waren in Studie 1 im Mittel fast identisch (64 bzw. 63 Minuten); beide Werte korrelierten jedoch nur mäßig signifikant positiv ($r = ,228$ $p = ,037$). Die zugestandene tägliche Sehdauer war nur geringfügig niedriger als die tatsächliche durchschnittliche Sehzeit (s.o.: 67 Minuten). Ähnliche Übereinstimmungen in den Mittelwerten ergaben sich in Studie 2: Die erlaubte Fernsehzeit von durchschnittlich 85 Minuten entsprach fast genau der tatsächlichen Sehzeit von 84 Minuten. Nach Angaben der Eltern durften die Kinder in Studie 1 abends werktags durchschnittlich bis 19.51 Uhr und am Wochenende bis 21.12 Uhr fernsehen. Im Wochenmittel was das Fernsehen bis 20.14 Uhr erlaubt. Eltern- und Kinderangaben entsprachen sich in hohem Maße ($r = ,574$, $p < ,001$). In Studie 2 wurde im Schnitt eine etwas längere Fernsehzeit bis 20.28 Uhr erlaubt.

Die Eltern in Studie 1 gaben einen eigenen Fernsehkonsum von durchschnittlich 92 Minuten an; wie von ihren Kindern wurde auch von ihnen wochentags weniger als am Wochenende ferngesehen. In Studie 2 gaben die Eltern im Schnitt an, den Computer 46 Minuten täglich für private Belange zu bedienen. Dies entspricht genau der kindlichen Nutzungsdauer. Die berufliche Nutzung durch die Eltern war mit 139 Minuten deutlich höher. Mit Spielen am Computer verbrachten sie im Durchschnitt nur 7 Minuten. Der errechnete Mittelwert von 1,1 Minuten an der Videokonsole ging auf nur wenige Eltern zurück, die überhaupt mit diesem Medium spielten.

In Bezug auf qualitative Aspekte der elterlichen Fernseherziehung gaben die Eltern der ersten Studie an, dass ihr Kind selten selbst entscheiden durfte, wie lange und welche Sendung es ansieht ($M = 2,0$ $SD = 1,2$ bzw. $M = 2,4$, $SD = 1,0$). Die

Eltern erklärten aber auch, selbst eher selten gezielt bestimmte Sendungen auszuwählen und ihrem Kind dann ausschließlich diese Sendungen zu erlauben ($M = 2,3$; $SD = 1,2$). Der Frage, ob dem Kind bestimmte Sendungen verboten wurden, stimmten sie deutlich zu ($M = 4,2$, $SD = 1,1$). Die Eltern bestrafte ihre Kinder häufiger mit Fernsehentzug ($M = 2,5$, $SD = 1,2$), als dass sie Fernsehen zur Belohnung erlaubten ($M = 1,5$, $SD = 0,8$). Gespräche über die Fernsehinhalte wurden manchmal geführt ($M = 3,2$, $SD = 0,8$). Jeweils ein Zehntel der Eltern nannte die Regel, dass ihr Kind tagsüber nicht fernsehen dürfe und dass es um Erlaubnis fragen müsse, bevor es den Fernseher einschaltete. Weitere 8% erklärten, dass Computerspielen und Fernsehen zusammengerechnet würden, wodurch das Kind umso weniger fernsehen dürfe, je mehr es Computer spiele und umgekehrt. Die Regel, dass vor der Mediennutzung die Hausaufgaben gemacht werden müssten, wurde von 7% genannt, und 6% der Eltern erklärten, nur bestimmte Sender zu erlauben. Schließlich wurde von 5% der Eltern auch der Einsatz eines Zugangscodes zum Fernsehgerät genannt, welcher unerlaubtes Fernsehen der Kinder verhindert.

In der zweiten Studie durften die Kinder auch eher selten entscheiden, wie lange sie vor dem Computer oder der Videokonsole verbrachten ($M=1,9$, $SD=1,0$ bzw. $M=1,8$, $SD=1,2$), wie sie den Computer nutzten ($M = 2,6$; $SD = 1,2$) oder welche Bildschirmspiele sie spielten ($M = 2,4$; $SD = 1,4$). Verbote gegen bestimmte Spiele sprachen die Eltern sehr häufig aus ($M = 4,2$, $SD = 1,1$), etwas seltener wurden Programme von den Eltern ausgewählt, die sie für sinnvoll hielten ($M = 3,7$; $SD = 1,2$). Die Tendenz scheint also – ähnlich wie bei Fernsehsendungen – dahin zu gehen, eher Ungeeignetes zu verbieten als gezielt nach sinnvollen Angeboten zu suchen. Auch hier wurde die Mediennutzung weitaus seltener zur Belohnung eingesetzt ($M = 2,0$; $SD = 1,0$), als dass das Verbot ausgesprochen wurde, sie zu spielen ($M = 2,8$; $SD = 1,3$). Gespräche mit dem Kind über Bildschirmspiele fanden mit mittlerer Häufigkeit statt ($M = 3,5$, $SD = 1,0$); etwas öfter wurde in den Familien über Tätigkeiten am Computer allgemein gesprochen ($M = 3,7$, $SD = ,9$).

Die Antworten der Eltern auf die Fragen, warum sie ihre Kinder fernsehen, am Computer lernen oder am Computer bzw. an der Videokonsole spielen ließen, sind in Tabelle 1 zusammenfasst. Damit das Kind sein Wissen erweitert oder weil es die Medien gern nutzen wollte, waren die zentralen Motive. Damit das Kind Spaß hat, war für alle drei Aspekte der Mediennutzung ebenfalls ein recht häufiger Beweggrund. An jeweils vierter Stelle folgte das Motiv, dass das Kind mit Freunden mitreden könne. Eher selten waren die Gründe ausschlaggebend, dass die Medien zur Ablenkung, aus Gewohnheit, gegen Langeweile oder Gefühle des Alleinseins genutzt werden durften oder dass die Eltern Ruhe vor dem Kind haben wollten.

Tabelle 1: Funktionen, die die Eltern dem Fernsehen (Studie 1) und der Nutzung von Computer und Spielkonsole (Studie 2) durch ihre Kinder zuschreiben (1= nie bis 5 = immer)

Ich lasse mein Kind fernsehen/am Computer lernen/ an Spielkonsole oder Computer spielen...	Fernsehen	Am Computer lernen	An der Spielkonsole oder am Computer spielen
	M (SD)	M (SD)	M (SD)
...weil mein Kind es möchte	3,5 (1,2)	3,8 (1,2)	3,3 (1,0)
...damit es mit Freunden mitreden kann	2,4 (1,4)	2,2 (1,2)	2,0 (1,1)
...damit ich und/oder mein Partner Ruhe haben	1,7 (0,9)	1,3 (0,6)	1,3 (0,7)
...damit es sein Wissen erweitert	3,9 (1,0)	4,1 (0,9)	2,9 (1,4)
...damit es sich ablenkt	1,6 (0,9)	1,7 (0,8)	1,8 (0,9)
...damit es sich nicht langweilt	1,6 (0,8)	1,8 (0,9)	2,1 (1,0)
...damit es Spaß hat	3,0 (1,1)	3,1 (1,2)	3,3 (1,1)
...damit es nicht allein ist	1,2 (0,5)	1,4 (0,7)	1,4 (0,7)
...aus Gewohnheit	1,8 (1,1)	1,3 (0,7)	1,4 (0,7)

5.4 Medienerziehung und Mediennutzung

Die erhobenen Aspekte der Medienerziehung lassen sich nach aktivem, intentionalem Elternverhalten und eher funktionalen, beiläufig erzieherisch wirkenden Faktoren unterscheiden. Zum aktiven Elternverhalten zählen quantitative und qualitative Restriktionen bezogen auf die Mediennutzung, der Einsatz der Medien zur Belohnung und Bestrafung sowie Gespräche mit dem Kind über die Medieninhalte. Zu den funktionalen Faktoren gehören das elterliche Vorbild und die Funktionen, die die Eltern den Medien zuschreiben und in denen sich ihre Bewertungen der Medien indirekt widerspiegeln. Faktorenanalysen mit den Variablen des aktiven Elternverhaltens ergaben für beide Studien Dimensionen, die die Zusammenfassung der Erziehungsmaßnahmen in die Kategorien „Elterliche Restriktionen“, „Belohnung/Bestrafung“ und „Gespräche“ rechtfertigen. Die Faktorladungen der einzelnen Variablen betragen bei drei Faktoren in Studie 1 zwischen .647 und .864; 63% der Varianz konnten mit diesen Faktoren aufgeklärt werden. In Studie 2, in der ja das elterliche Erziehungsverhalten im Hinblick auf mehrere Aspekte – Nutzung des Computers zum Lernen und Spielen sowie Spielen an der Videokonsole – thematisiert wurde, ergab sich eine fünffaktorielle Lösung mit Faktorladungen der einzelnen Variablen zwischen .399 und .923, wobei eine starke inhaltliche Kongruenz mit den Faktoren aus Studie 1 bestand. Quantitative und qualitative Entscheidungen über den Medienkonsum von Seiten des Kindes und der Eltern – verschiedene Facetten

der elterlichen Restriktionen – wurden als drei gesonderte Faktoren ausgewiesen; die weiteren Faktoren betrafen wiederum Variablen zur „Belohnung/Bestrafung“ und zu „Gesprächen“. Insgesamt wurden 68% der Varianz aufgeklärt. In Tabelle 2 sind Korrelationen zwischen dem Medienkonsum und den elterliche Restriktionen als Gesamtwert und den drei sie konstituierenden Einzelaspekten sowie mit dem Einsatz der Medien zur Belohnung bzw. Bestrafung und mit dem Ausmaß der Gespräche über die Medieninhalte aufgeführt. Vor der Bildung des Summenwerts „Elterliche Restriktionen“ wurden die Antworten bezogen auf die Entscheidungsspielräume der Kinder auf der 5-stufigen Skala umgepolt, so dass ein höherer Wert der Variablenausprägungen jeweils stärker restriktives Verhalten der Eltern ausdrückte.

Tabelle 2: Korrelationen zwischen intentionaler Medienerziehung und Medienkonsum für das Fernsehen (Studie 1) und Computer und Videokonsole (Studie 2)

Aspekte der Medienerziehung	Fernsehen	Nutzung von Computer	Videospiele
Elterliche Restriktionen (Gesamtwert)	r = -,457 p < ,001***	r = -,244 p = ,009**	r = -,395 p < ,001***
Darf Ihr Kind selbst entscheiden, wie viele Minuten oder Stunden es fernsieht/den Computer/die Videokonsole nutzt?	r = ,462 p < ,001***	r = ,398 p < ,001***	r = ,389 p < ,001***
Darf Ihr Kind selbst entscheiden, welche Arten von Sendungen es sieht/Programme/Spiele es benutzt?	r = ,274 p = ,005**	r = ,172 p = ,028*	r = ,257 p = ,006**
Haben Sie bestimmte Sendungen/Programme/Spiele ausgewählt und Ihr Kind darf nur diese sehen/nutzen?	r = -,328 p = ,001**	r = -,094 p = ,154	r = -,223 p = ,018*
Nutzung der Medien zur Belohnung	r = ,205 p = ,027*	r = ,364 p < ,001***	r = ,130 p = ,108
Verbot der Medien zur Bestrafung	r = ,094 p = ,191	r = ,224 p = ,007**	r = ,020 p = ,427
Gespräche mit dem Kind	r = ,063 p = ,279	r = -,126 p = ,087	r = -,155 p = ,070

*** p<.001; ** p<.01; * p<.05 (1-seitige Testung)

Das Ausmaß der elterlichen Restriktionen für Fernsehen, Computer und Videospiele korrelierte sehr überzufällig negativ mit der kindlichen Nutzung des entsprechenden Mediums. Differenziert betrachtet zeigte sich, dass die Mediennutzung des Kindes hochsignifikant umso höher war, je öfter es selbst über die Art der konsumierten Sendungen, Programme oder Spiele sowie über die jeweilige Nutzungsdauer entscheiden durfte. Je häufiger die Eltern hingegen bestimmte Sendungen oder Videospiele ausgewählt hatten und das Kind nur diese sehen oder nutzen durfte, desto geringer war die kindliche Fernseh- und Videospieldnutzung. Darüber hinaus korrelierte der kindliche Fernsehkonsum signifikant positiv mit dem Einsatz des Fernsehens zur Belohnung, nicht aber zur Bestrafung; für den Einsatz der Videokonsole als Erziehungsmittel ergaben sich keine überzufälligen Zusammenhänge mit ihrer Nutzungsdauer. Der Computer wurde von Kindern umso häufiger genutzt, je öfter die Eltern ihn zur Belohnung oder zur Bestrafung einsetzten. Die Häufigkeit, mit der Gespräche zwischen Eltern und Kindern über die Medieninhalte stattfanden, stand in keiner bedeutsamen Beziehung zur Fernsehdauer, jedoch zeigte sich zumindest

tendenziell eine geringere Nutzung von Computer und Videokonsole, wenn die Eltern mit ihren Kindern über die gespielten Inhalte sprachen.

Zwischen den funktionalen Faktoren der elterlichen Medienerziehung und der Nutzung der Medien durch die Kinder können ebenfalls deutliche Zusammenhänge aufgewiesen werden: In Studie 1 bestand eine sehr signifikant positive Korrelation zwischen dem Fernsehkonsum der Eltern und ihrer Kinder ($r = ,567$, $p < ,001$). In Studie 2 erwies sich vor allem die private Verwendung des Computers durch die Eltern als hochsignifikantes Korrelat der kindlichen Nutzung sowohl des Computers als auch der Videokonsole ($r = ,441$, $p < ,001$ bzw. $r = ,391$, $p < ,001$). Auch der Einsatz von Computerspielen durch die Eltern war mit beiden Nutzungsaspekten des Kindes korreliert ($r = -,337$, $p < ,001$ bzw. $r = ,271$, $p = ,006$).

Zwischen der Mediennutzung der Kinder und den Funktionen, die ihre Eltern den Medien zuschrieben, resultierten die in Tabelle 3 aufgeführten Korrelationen. Es wird deutlich, dass vor allem normativ weniger wünschenswerte Motive der Eltern in signifikantem Zusammenhang mit der Nutzungshäufigkeit ihrer Kinder standen. Ließen die Eltern ihr Kind aus Gewohnheit, weil es selbst es so wünschte, damit es sich nicht allein fühlte oder langweilte, die Medien nutzen oder aus dem Wunsch, selbst Ruhe vor dem Kind zu haben, verbrachten die Kinder umso mehr Zeit vor den Bildschirmen. Weitere Gründe, die normativ als wünschenswerter bezeichnet werden können wie der Spaß, den die Eltern ihren Kindern gönnen, hingen nur teilweise mit dem kindlichen Medienkonsum zusammen oder standen in keinerlei bedeutsamen Beziehung zum Ausmaß der Mediennutzung. So wies etwa das Motiv der Wissenserweiterung für die Kinder keine überzufällige Beziehung zum kindlichen Fernsehkonsum, zur Computer- und zur Videospieldnutzung auf.

Tabelle 3: Korrelationen zwischen funktionaler Medienerziehung der Eltern und Medienkonsum ihrer Kinder für das Fernsehen (Studie 1) und Computer und Videokonsole (Studie 2)

Ich lasse mein Kind fernsehen/am Computer lernen/ an Spielkonsole oder Computer spielen...	Nutzung von		
	Fernsehen	Computer	Videospiel
...weil mein Kind es möchte	$r = ,087$ $p = ,210$	$r = ,223$ $p = ,007^{**}$	$r = ,206$ $p = ,024^*$
...damit es mit Freunden mitreden kann	$r = ,236$ $p = ,013^*$	$r = ,167$ $p = ,037^*$	$r = ,071$ $p = ,262$
...damit ich und/oder mein Partner Ruhe haben	$r = ,219$ $p = ,020^*$	$r = ,217$ $p = ,010^*$	$r = ,029$ $p = ,395$
...damit es sein Wissen erweitert	$r = ,018$ $r = ,433$	$r = ,108$ $p = ,127$	$r = -,088$ $p = ,211$
...damit es sich ablenkt	$r = ,148$ $r = ,084$	$r = ,146$ $p = ,065$	$r = ,117$ $p = ,152$
...damit es sich nicht langweilt	$r = ,352$ $p < ,001^{***}$	$r = ,312$ $p < ,001^{***}$	$r = ,191$ $p = ,041^*$
...damit es Spaß hat	$r = -,089$ $p = ,204$	$r = ,173$ $p = ,011^*$	$r = ,253$ $p = ,009^{**}$
...damit es nicht allein ist	$r = ,403$ $p < ,001^{***}$	$r = ,218$ $p = ,010^*$	$r = ,071$ $p = ,262$
...aus Gewohnheit	$r = ,215$ $p = ,022^*$	$r = ,298$ $p = ,001^{**}$	$r = ,263$ $p = ,008^{**}$

*** $p < ,001$; ** $p < ,01$; * $p < ,05$ (1-seitige Testung)

5.5 Diskussion

In zwei aufeinander aufbauenden Studien mit 282 Dritt- und Viertklässlern wurde ihre Nutzungsdauer von Fernseher, Computer und Videokonsole erhoben und untersucht, ob ein Zusammenhang mit ihrer Lesefähigkeit und der elterlichen Medienerziehung bestand. Der Fernsehkonsum der Kinder lag mit durchschnittlichen täglichen Sehzeiten von 67 bzw. 84 Minuten in den beiden Studien etwas niedriger als die Fernsehdauern, die in anderen deutschen Publikationen für altersgleiche Kinder berichtet werden (Feierabend & Klingler 2005). Die unterschiedlichen Sehzeiten lassen sich mit der unterschiedlichen Verfügbarkeit eines eigenen Fernsehers auf dem Kinderzimmer in den beiden Stichproben erklären; in Studie 2 hatten doppelt so viele Kinder einen eigenen Fernsehapparat. Als bedeutsam muss auch die unterschiedliche Bildungsnähe der beiden Stichproben angesehen werden. Verschiedenen Studien zufolge fällt der Fernsehkonsum bei bildungsnahen Familien eher gering aus (Comstock & Paik 1991; Klingler & Groebel 1994; Winterhoff-Spurk 1999). Auf der Basis von Hintergrundinformationen – zur Sozialstruktur im Einzugsgebiet der Schulen, zu den Schulprofilen, zur Anzahl der Bücher im Haushalt (hierzu PISA 2000) – und aufgrund des Leseklimas in ihren Familien konnten die Befragten aus Studie 1 als sehr bildungsnah, die Familien in Studie 2 im Hinblick auf die Bildungsnähe als gemischt eingestuft werden. Die Ergebnisse verschiedener Untersuchungen weisen darauf hin, dass in bildungsnahen Familien häufiger Fernsehregeln eingesetzt werden, deren Einhaltung auch stärker kontrolliert wird (Hurrelmann et al. 1996; Best 1999). Mit je etwa 45 Minuten am Computer und an der Videokonsole widmeten sich die Kinder in Studie 2 diesen Medien jeweils nicht so lang wie dem Fernsehen. Im Einklang mit anderen Untersuchungen kann davon gesprochen werden, dass das Fernsehen für sie das Leitmedium darstellte (Feierabend & Klingler 2005).

In früheren Studien wurde bereits auf die abträgliche Wirkung eines erhöhten Fernsehkonsums auf die Lesefähigkeit von Kindern hingewiesen. Der hier gefundene Zusammenhang zwischen Fernsehkonsum und verminderter Lesefähigkeit bei insgesamt relativ geringen Fernsehdauern ist mehr als eine Bestätigung bisheriger Befunde: Er widerspricht populären Positionen, die davon ausgehen, dass sich negative Beziehungen zwischen Fernsehkonsum und Leseleistungen erst ab einer erhöhten Fernsehdauer von etwa zwei bis drei Stunden (Hurrelmann et al. 1996) bzw. amerikanischen Autoren zufolge erst ab etwa vier Stunden (Neuman 1991) täglichen Konsums nachweisen lassen. Neben der reinen Fernsehzeit spielt aber wohl auch die Bildungsnähe der Familien eine bedeutsame Rolle: Trotz der signifikanten Zusammenhänge zwischen geringerem Fernsehkonsum und höherer Leseleistung zeigten sich im sehr bildungsnahen Umfeld von Studie 1 keine überzufälligen Unterschiede zwischen Wenig-, Normal- und Vielsehern. Dies kann so interpretiert werden, dass eine große Bildungsnähe der Familie, zu der ein ermutigendes Leseklima gehört, bei einem täglichen Fernsehkonsum von unter zwei Stunden eine gewisse kompensatorische Wirkung entfaltet (zur Bedeutung der Leseanregungen s. Röhr-Sendlmeier, Wagner & Götze 2007). Im weniger bildungsnahen Umfeld von Studie 2 waren dagegen die Kinder, die über zwei Stunden täglich vor dem Fernseher verbrachten, in ihren Leseleistungen signifikant den Kindern unterlegen, die maximal nur gut eine Stunde täglich fernsahen. Bedeutsam ist, dass dies auch für die Kinder galt, die als Vielleser dieser Studie täglich etwa

45 Minuten lang lasen. Bei Grundschulern, die in keiner ausgesprochen bildungsnahen Umgebung aufwachsen, können auch regelmäßige Leseaktivitäten allein die abträglichen Effekte eines Fernsehkonsums von mehr als einer Stunde täglich auf die Leseleistung nicht ausgleichen. Interessant ist, dass in der Studie von Myrtek und Scharff (2000), in der vor allem psychophysiologische und soziale Parameter im Zusammenhang mit dem Fernsehen untersucht wurden, sich ebenfalls ein täglicher Fernsehkonsum von mehr als einer Stunde als kritisch erwies.

Verdrängt das Fernsehen die Leseaktivitäten von Kindern? Die Verdrängungshypothese geht davon aus, dass die neuen Medien andere, kognitiv stimulierende Freizeitaktivitäten, z.B. das Lesen, verdrängen und die daraus resultierende verminderte Leseübung sich negativ auf die Entwicklung der Lesefähigkeit auswirkt (Beenjes & van der Voort 1989, Paus-Haase et al. 1990). Diese Frage kann nur mit Bezug auf Studie 1 diskutiert werden, da nur hier ein negativer Zusammenhang zwischen Leseaktivität und Fernsehkonsum bestand. Auch wenn auf der Basis der vorliegenden Daten noch keine Kausalzusammenhänge interpretiert werden dürfen, können die Ergebnisse tendenziell als Hinweis auf die Gültigkeit der Verdrängungshypothese gewertet werden. Nicht der Fernsehkonsum und die Lesedauer gemeinsam beeinflussten die Leseleistung der Kinder, sondern ausschließlich ihre Leseaktivität. Es ist aber davon auszugehen, dass diese im Vorfeld durch den Fernsehkonsum mit bedingt wird: Ein Kind, das viel fernsieht, hat in der Regel wenig Zeit zum Lesen und ist in den Leseleistungen dadurch schlechter als ein Kind, das häufiger liest.

Zwar wird berichtet, die Häufigkeit des Buchlesens sei in den vergangenen Jahrzehnten stabil geblieben (Bonfadelli 1999), diese Daten sind jedoch möglicherweise durch Tendenzen der sozialen Erwünschtheit stark beeinträchtigt. Tatsächlich zeigen Tagebuchstudien aus den Niederlanden, dass sich 1955 – bevor elektronische Medien allgemein zugänglich waren – noch 20% der Schüler in ihrer Freizeit dem Lesen widmeten, 1990 jedoch nur noch 10% der Schüler (Van der Voort 2001).

Die negativen Zusammenhänge zwischen Fernsehnutzung und Lesefähigkeit werden vor allem in der öffentlichen Diskussion oft ungeprüft auf die Medien Computer und Videospiele übertragen; empirische Nachweise für eine tatsächliche negative Beziehung zwischen der Lesefähigkeit und der Nutzungsdauer dieser Medien liegen bislang nur vereinzelt vor (z.B. Fuchs & Wößmann 2005). Hier konnte gezeigt werden, dass Dritt- und Viertklässler bei einer durchschnittlichen täglichen Nutzung von Computer- und Videokonsole von je durchschnittlich 84 Minuten eine verminderte Lesefähigkeit gegenüber Kindern aufwiesen, die nur wenige Minuten täglich vor diesen Medien verbrachten.

Bei allen Ergebnissen zum Zusammenhang zwischen Medienkonsum, Leseaktivität und Leseleistung ist jedoch nicht auszuschließen, dass relevante Drittvariablen das Verhalten der Kinder mit beeinflussen. So ist denkbar, dass diejenigen Kinder mehr in der Freizeit lesen, denen aufgrund höherer kognitiver Fähigkeiten oder bereits früh etablierter Lesegewohnheiten das Lesen leichter fällt (s. auch Ennemoser 2003). Strengt das Lesen an, ist es vergleichsweise unattraktiv und das Verständnis komplexerer Texte wird nicht geübt (Koolstra et al. 1997). Weiterhin ist auch die Qualität der konsumierten Medieninhalte zu berücksichtigen. So fand Röhr-Sendlmeier (2006), dass 110 Kinder in Begabtenklassen überwiegend kognitiv anspruchsvollere Fernsehsendungen präferierten, die ihrerseits zu einer vertiefenden Lektüre anregen können.

Das in der Literatur berichtete Zusammenhangsmuster zwischen der elterlichen Fernseherziehung und dem Fernsehkonsum der Kinder konnte durch die vorliegenden Ergebnisse auch für die Medien Computer und Videospielekonsole bestätigt werden. Sowohl für die Fernseh- als auch für die Computer- und Videospielesnutzung erwiesen sich quantitative und qualitative elterliche Restriktionen, der Einsatz dieser Medien als Erziehungsmittel sowie das Vorbildverhalten der Eltern als bedeutsam. Der Begriff ‚Vorbild‘ suggeriert einen Kausalzusammenhang, der korrelationsanalytisch nicht zu belegen ist; dennoch ist anzunehmen, dass Kinder in dieser Hinsicht eher von ihren Eltern lernen als umgekehrt. In der Untersuchung von Hurrelmann et al. (1996) konnten allein durch Aspekte des mütterlichen Fernsehverhaltens 34% der Varianz der kindlichen Fernsehdauer geklärt werden. Die Autoren weisen darauf hin, dass Eltern bei der Fernsehnutzung auch in qualitativer Hinsicht als Vorbilder dienen. In weiteren Forschungsarbeiten wäre es interessant zu überprüfen, inwiefern ein solcher Mechanismus auch für den Computer oder die Videospielekonsole belegt werden kann. Die Ergebnisse von Bofinger (2001) sprechen dafür, dass Kinder Rezeptionsmuster übernehmen, z.B. den Computer als Unterhaltungsmedium nutzen, wenn ihre Eltern elektronische Medien auch vornehmlich in dieser Eigenschaft einsetzen.

Maßen die Eltern dem Fernsehen und dem Computer einen hohen Stellenwert in der Erziehung zu, indem sie sie als Erziehungsmittel einsetzten, ging dies mit einem erhöhten Medienkonsum einher, wie dies ähnlich für das Fernsehen von Hurrelmann et al. (1988) gefunden worden war; dort zeigte sich, dass ein häufigerer Einsatz des Fernsehens zur Belohnung wie auch zur Bestrafung mit einem höheren Fernsehkonsum der Kinder zusammenhing. In den vorliegenden Untersuchungen war der Zusammenhang zwischen Mediennutzung und dem Einsatz der Medien zur Belohnung stärker als bei einem Verbot zur Bestrafung. Im bildungsnahen Umfeld von Studie 1 wurde möglicherweise ein Fernsehverbot strikter durchgesetzt als in der angeführten Studie von Hurrelmann und Mitarbeitern. Dass das Verbot, den Computer zu nutzen, in Studie 2 mit erhöhten Nutzungszeiten einherging, kann in zweierlei Hinsichten interpretiert werden: Es ist denkbar, dass vor allem diejenigen Eltern ein Verbot aussprachen, deren Kinder besonders viel Zeit vor dem Computer verbrachten. Es ist jedoch ebenso denkbar, dass die Kinder, weil der Stellenwert des Mediums durch seinen Einsatz als Erziehungsmittel sehr aufgewertet wurde, bewusst dem Verbot zum Trotz den Computer einschalteten. Hier müssen weitere Forschungen mehr Klarheit schaffen.

Auch die Wichtigkeit bestimmter Gründe, aus denen die Eltern ihre Kinder die Medien Fernsehen, Computer und Videospielekonsole einschalten ließen, stand im Zusammenhang mit deren Nutzungsdauern. Die Befunde weisen darauf hin, dass sich die Zuschreibung bestimmter, normativ weniger wünschenswerter Funktionen stärker auf einen erhöhten kindlichen Medienkonsum auswirkt. Wenn Eltern ihre Kinder die Medien vorrangig zur Ablenkung oder zum Zeitvertreib nutzen ließen, ging dies mit erhöhtem Konsum einher. Ein solcher Zusammenhang ergab sich nicht, wenn das Fernsehen oder die Computernutzung zur Wissenserweiterung erlaubt wurde.

Längsschnittliche Analysen werden mehr Aufschluss darüber geben können, wie sich die elterliche Fernseherziehung im Kindesalter auf das spätere, eigenständige Fernsehverhalten im Jugend- oder Erwachsenenalter auswirkt. Die vorliegenden Studien dokumentieren aber schon jetzt, dass der elterlichen Medienerziehung für

die Herausbildung kindlicher Mediengewohnheiten eine gewichtige Rolle zukommt. Die Ergebnisse zeigen, dass Eltern die Möglichkeit haben, sowohl durch konkrete Restriktionen quantitativer und qualitativer Art als auch durch ein entsprechendes Vorbildverhalten sowie günstige Funktionszuschreibungen das Nutzungsverhalten ihrer Kinder positiv zu beeinflussen. So können sie darauf hinwirken, dass ihre Kinder diese Medien seltener und vorwiegend zur Wissenserweiterung nutzen und keine abträglichen Folgen wie eine verminderte Lesefähigkeit durch pädagogisch ungünstige Mediennutzung davontragen.

Literatur

- Anderson, D.R., Huston, A.C., Schmitt, K.L., Linebarger, D.L. & Wright, J.C. (2001). *Early childhood television viewing and adolescent achievement: The recontact study*. Monographs of the Society for Research in Child Development, 66, Serial No. 264.
- Aufenanger, S. (2001). Medienerziehung früh beginnen. In: S. Aufenanger & U. Six (Hrsg.), *Handbuch Medien. Medienerziehung früh beginnen. Themen, Forschungsergebnisse und Anregungen für die Medienbildung von Kindern*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 9-10.
- Aufenanger, S. & Gerlach, F. (2005). *Vorschulkinder und Computer. Sozialisierungseffekte und pädagogische Handlungsmöglichkeiten in Tagseinrichtungen für Kinder*. <http://www.lpr-hessen.de/Presse/pmlpr05/130105.pdf> <20.4.2006>.
- Ball, S. & Bogatz, G.A. (1970). *The first year of Sesame Street. An evaluation*. Princeton: Educational Testing Service.
- Beentjes, J.W.J. & van der Voort, T.H.A. (1989). Television and young people's reading behaviour: A review of research. *European Journal of Communication*, 4, pp. 51-77.
- Bertschi-Kaufmann, A. (2003). Lesen und Schreiben in einer Medienumgebung. Die literalen Aktivitäten von Primarschulkindern. Aarau: Sauerländer.
- Best, P. (1999). Medienkompetenz der Kinder verlangt zu allererst Fernseherziehungskompetenz der Eltern. In: F. Schell, E. Stolzenburg & H. Theunert (Hrsg.), *Medienkompetenz. Grundlagen und pädagogisches Handeln*. München: KoPäd, S. 99-106.
- Blömeke, S. (2003). Lehren und Lernen mit neuen Medien. *Unterrichtswissenschaft*, 31, S. 57-82.
- Bofinger, J. (2001). Schüler – Freizeit – Medien. Eine empirische Studie zum Freizeit- und Medienverhalten 10- bis 17-jähriger Schülerinnen und Schüler. München: KoPäd.
- Bonfadelli, H. (1999). Leser und Leseverhalten heute – Sozialwissenschaftliche Buchlese(r)-forschung. In: B. Franzmann, K. Hasemann, D. Löffler & E. Schöne (Hrsg.), *Handbuch Lesen*. München: Saur, S. 86-144.
- Bortz, J. & Döring, N. (2002). *Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler*. Berlin: Springer (3. Aufl.).
- Bushman, B. & Huesman, L. R. (2006). Short-term and long-term effects of violent media on aggression in children and adults. *Archives of Pediatrics & Adolescent Medicine*, 160 (4), pp. 348-352.
- Charlton, M. & Neumann-Braun, K. (1992). *Medienkindheit – Medienjugend. Eine Einführung in die aktuelle kommunikationswissenschaftliche Forschung*. München: Quintessenz.
- Comstock, G.A. & Paik, H. (1991). *Television and the American child*. San Diego: Academic Press.
- Ennemoser, M. (2003). Effekte des Fernsehens im Vor- und Grundschulalter. Ursachen, Wirkmechanismen und differenzielle Effekte. *Nervenheilkunde*, 9, S. 443-453.

- Ennemoser, M., Schiffer, K., Reinsch, C. & Schneider, W. (2003). Fernsehkonsum und die Entwicklung von Sprach- und Lesekompetenzen im frühen Grundschulalter: Eine empirische Überprüfung der SÖS-Mainstreaming-Hypothese. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie*, 35 (1), S. 12-26.
- Feierabend, S. & Klingler, W. (2003). Kinder und Medien 2002. *Media Perspektiven*, 6/2003, S. 278-289.
- Feierabend, S. & Klingler, W. (2005). Was Kinder sehen. Eine Analyse der Fernsehnutzung Drei- bis 13-Jähriger 2004. *Media Perspektiven*, 4/2005, S. 163-177.
- Frey-Vor, G. & Schumacher, G. (2004). Kinder und Medien 2003. Eine Studie der ARD/ZDF-Medienkommission – Kernergebnisse für die sechs- bis 13-jährigen Kinder und ihre Eltern. *Media Perspektiven*, 9/2004, S. 426-440.
- Fuchs, T. & Wößmann, L. (2005). Computer können das Lernen behindern. *ifo Schnelldienst*, 58 (18), S. 16-23.
- Götz, M. (2001). Kinder- und Familienfernsehen aus der Sicht der Eltern. *Television*, 14, S. 41-48.
- Greenleaf, C. (1996). *Technological indeterminacy. The role of classroom writing practices in shaping computer use*. Berkely: University Press.
- Hancox, R. J., Milne, B. J. & Poulton, R. (2005). Association of television viewing during childhood with poor educational achievement. *Archives of Pediatrics and Adolescent Medicine*, 159, pp. 614-618.
- Henning, B. & Vorderer, P. (2001). Psychological escapism: Predicting the amount of television viewing by need for cognition. *Journal of Communication*, 51 (1), pp. 100-120.
- Howe, M.L. & Courage, M.L. (1997). Independent paths in the development of infant learning and forgetting. *Journal of Experimental Child Psychology*, 67, pp. 131-163.
- Hurrelmann, B., Hammer, M. & Stelberg, K. (1996). *Familienmitglied Fernsehen. Fernsehgebrauch und Probleme der Fernseherziehung in verschiedenen Familienformen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Hurrelmann, B., Possberg, H. & Nowitzky, K. (1988). *Familie und erweitertes Medienangebot. Begleitforschung des Landes Nordrhein-Westfalen zum Kabelpilotprojekt Dortmund*. Düsseldorf: Presse- und Informationsamt der Landesregierung Nordrhein-Westfalen.
- Hurrelmann, K. (2002). *Einführung in die Sozialisationstheorie*. Weinheim: Beltz.
- Johnson, J.G., Cohen, P., Smailes, E.M., Kasen, S. & Brook, J.S. (2002). Television viewing and aggressive behavior during adolescence and adulthood. *Science*, 295, pp. 2468-2471.
- Käser, U. (Hrsg.) (2008) (in Vorbereitung). *Lernen mit dem Computer*. Berlin: Logos.
- Käser, U. & Vogelsberg, S. (2007). Verkehrserziehung durch Edutainment. In: U.M. Röhr-Sendlmeier (Hrsg.), *Frühförderung auf dem Prüfstand – die Wirksamkeit von Lernangeboten in Familie, Kindergarten und Schule*. Berlin: Logos, S. 59-76.
- Kazmerski, V.A. & Blasko, D.G. (1999). Teaching observational research in introductory psychology: Computerized and lecture-based methods. *Teaching of Psychology*, 26, pp. 295-298.
- Klingler, W. & Groebel, J. (1994). Kinder und Medien 1990. Eine Studie der ARD/ZDF-Medienkommission. Baden-Baden: Nomos.
- Koolstra, C.M., van der Voort, T.H.A. & van der Kamp, L.J.T. (1997). Television's impact on children's reading comprehension and decoding skills: A 3-year panel study. *Reading Research Quarterly*, 32, pp. 128-152.
- Krüsmann, B. (1998). *Kinder und Medien. Ideen für eine am Kind orientierte Medienerziehung in Primar- und Orientierungsstufe*. Essen: Neue Deutsche Schule Verlagsgesellschaft GmbH.
- Kübler, H.-D. & Swoboda, W.H. (1998). *Wenn die Kleinen fernsehen. Forschungsprojekt über die Bedeutung des Fernsehens in der Lebenswelt von Kindern*. Berlin: Vistas.
- Kuchenbuch, K. & Simon, E. (2004). Medien im Alltag Sechs- bis 13-Jähriger: Trends, Zielgruppen und Tagesablauf. Ergebnisse der ARD/ZDF-Studie „Kinder und Medien 2003“. *Media Perspektiven*, 9/2004, S. 441-452.

- Kunkel, A. (1998). *Fernsehleben. Mediennutzung als Sozialisationsfaktor. Auswirkungen des Fernsehens auf Gesellschaft und Individuum*. München: Fischer.
- Lukesch, H. (1997). *Medien und ihre Wirkungen. Eine Einführung. Sammelwerk Medienzeit*. Donauwörth: Auer (Hrsg.: Bayerisches Staatsministerium für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst).
- Mandl, H. & Hron, A. (1989). Psychologische Aspekte des Lernens mit dem Computer. *Zeitschrift für Pädagogik*, 35, S. 657-678.
- Marx, H. (1998). *Knuspels Leseaufgaben (KNUSPEL-L)*. Göttingen: Hogrefe.
- Mautone, P.D. & Mayer, R.E. (2001). A cognitive guide in multimedia learning. *Journal of Educational Psychology*, 93, pp. 377-389.
- Mayer, R.E. & Chandler, P. (2001). When learning is just a click away. Does simple interaction foster deeper understanding of multimedia messages? *Journal of Educational Psychology*, 93, pp. 390-397.
- Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (Hrsg.) (2005). *KIM-Studie 2005. Kinder und Medien, Computer und Internet. Basisuntersuchung zum Medienumgang 6- bis 13-Jähriger*. Stuttgart: Landesanstalt für Kommunikation Baden-Württemberg.
- Merchant, S., Kreie, J. & Cronan, T.P. (2001). Training end users: assessing the effectiveness of multimedia CBT. *Journal of Computer Information Systems*, 41, pp. 20-25.
- Myrtek, M. & Scharff, C. (2000). *Fernsehen, Schule und Verhalten. Untersuchungen zur emotionalen Beanspruchung von Schülern*. Bern: Verlag Hans Huber.
- Neuman, S.B. (1991). *Literacy in the television age: The myth of the TV effect*. Norwood: Ablex Publishing Corporation.
- Parker, L.E. & Leppner, M.R. (1992). Effects of fantasy contexts in children's learning and motivation. Making learning more fun. *Journal of Personality and Social Psychology* 62, pp. 625-633.
- Paus-Haase, I., Höltershinken, D. & Tietze, W. (1990). *Alte und neue Medien im Alltag von jungen Kindern – Orientierungshilfen für Eltern und Erzieherinnen*. Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Petzold, M. (2000). *Die Multimedia-Familie*. Opladen: Leske + Budrich.
- Pfeiffer, C., Möhle, T., Kleinmann, M. & Rehbein, F. (2006). *Medienkonsum, Schulleistungen und Jugendgewalt*. Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen. <http://www.kfn.de/medienverwahrlosung.pdf> <20.11.2006>.
- PISA (2000). <http://www.lisum.de/Inhalte/Data/Aktuelles/pisa/literatur/Buecher%20im%20Elternhaus.pdf> <14.08.2006>.
- Postman, N. (1983). *Das Verschwinden der Kindheit*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Reiter, C. (2002). Lese-Kompetenz als Grundbedingung für erfolgreiche Computernutzung. In: C. Wallner-Paschon & G. Haider (Hrsg.), *PISA Plus 2000. Thematische Analysen nationaler Projekte*. Innsbruck: StudienVerlag, S. 73-76.
- Rice, M.L., Huston, A., Truglio, R. & Wright, J. (1990). Words from "Sesame Street": Learning vocabulary while viewing. *Developmental Psychology*, 26, pp. 421-428.
- Röhr-Sendlmeier, U.M. (2006). Erfolgreich lernen: schulische und familiäre Faktoren. In: E. Mittag, E. Sticker & K. Kuhlmann (Hrsg.), *Leistung – Lust und Last. Impulse für eine Schule zwischen Aufbruch und Widerstand*. Bonn: Deutscher Psychologen Verlag, S. 39-47.
- Röhr-Sendlmeier, U.M. (2007). Evaluation der Frühförderung. In: U.M. Röhr-Sendlmeier (Hrsg.), *Frühförderung auf dem Prüfstand – die Wirksamkeit von Lernangeboten in Familie, Kindergarten und Schule*. Berlin: Logos, S. 1-15.
- Röhr-Sendlmeier, U.M., Knopp, K. & Franken, S. (2007). Die psychologische Bedeutung motorischer Anregungen für die Entwicklung im Kindesalter. *Kind, Jugend und Gesellschaft*, 52, S. 77-82.

- Röhr-Sendlmeier, U.M., Wagner, H. & Götze, I. (2007). Die Auswirkungen unterschiedlicher Didaktiken und elterlicher Anregungen auf den Orthographieerwerb im Grundschulalter. *Bildung und Erziehung*, 60, S. 357-375.
- Six, U., Frey, C., Gimmler, R. & Thibaut, K. (2001). Medienerziehung im Kindergarten. In: S. Aufenanger & U. Six (Hrsg.), *Handbuch Medien. Medienerziehung früh beginnen. Themen, Forschungsergebnisse und Anregungen für die Medienbildung von Kindern*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 13-56.
- Spitzer, M. (2005). *Vorsicht Bildschirm. Elektronische Medien, Gehirnentwicklung, Gesundheit und Gesellschaft*. Stuttgart: Ernst-Klett Verlag.
- Tillmann, K.-J. & Meier, U. (2001). Schule, Familie und Freunde – Erfahrungen von Schülerinnen und Schülern in Deutschland. In: Deutsches PISA-Konsortium (Hrsg.), *PISA 2000. Basiskompetenzen von Schülerinnen und Schülern im internationalen Vergleich*. Opladen: Leske + Budrich, S. 445-509.
- Van der Voort, T.H.A. (2001). Television's impact on children's leisure-time reading and reading skills. In: L. Verhoeven & C.E. Snow (Eds), *Literacy and motivation. Reading engagement in individuals and groups*. Mahwah, NJ: Erlbaum, pp. 95-122.
- Van Evra, J. (1990). *Television and child development*. Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Vogelsberg, S. (2008). *Verkehrserziehung durch Edutainment. Der Einfluss spielerischer Lernsoftware auf Verkehrswissen, Gefahrenbewusstsein und Verkehrsverhalten*. Berlin: Logos.
- Winterhoff-Spurk, P. (1999). Auf dem Weg in die mediale Klassengesellschaft? Psychologische Beiträge. *Medien praktisch*, 3, S. 17-22.

Eingereicht am/Submitted on: 05.06.2007

Angenommen am/Accepted on: 27.05.2008

Anschriften der Autorinnen/Addresses of the authors:

Prof. Dr. Una M. Röhr-Sendlmeier,
Dipl.-Psych. Irina Götze
Dipl.-Psych. Rebecca Stichel

Institut für Psychologie
Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn
Kaiser-Karl-Ring 9
D-53111 Bonn

Email: roehr-sendlmeier@uni-bonn.de

Norbert F. Schneider & Heiko Rürger

Beziehungserfahrungen und Partnerschaftsverläufe vor der Heirat

Eine empirische Analyse von Angehörigen der Eheschließungskohorte 1999-2005

Experiences with relationships and the course of the premarital partnership. An empirical analysis of members of the 1999-2005 marriage cohort in Germany

Zusammenfassung

Im Zuge des Wandels der Familie haben sich auch die Partnerschaftsbiografien bis zur Heirat verändert. Eheschließende bringen, so lässt sich mit einiger empirischer und theoretischer Evidenz feststellen, mehr Beziehungserfahrung in die Ehe ein und der Verlauf der Partnerschaft mit dem späteren Ehepartner ist heute stärker individualisiert und folgt weniger traditionellen Mustern als noch vor einigen Jahrzehnten.

Welche Beziehungserfahrungen vorliegen und welche biografischen Übergänge den Partnerschaftsverlauf mit dem späteren Ehepartner bis zur Heirat kennzeichnen, darüber gibt es jedoch nur einen wenig entwickelten Forschungsstand. Ziel dieses Aufsatzes ist es, mit den Daten der Mainzer „Value of Marriage“-Studie, die Beziehungsbiografien und Partnerschaftsverläufe von Angehörigen der Eheschließungskohorte 1999-2005 zu analysieren und wesentliche Einflussfaktoren herauszuarbeiten.

Die Ergebnisse zeigen, dass die Beziehungserfahrungen vor der Ehe zugenommen haben und die Partnerschaftsverläufe vor der Heirat bei allen Individualisierungstendenzen viele Regelmäßigkeiten aufweisen.

Schlagwörter: Beziehungsbiografie, Heirat, Kohabitation, Verlobung, Partnerschaftsverlauf

Abstract

With the change of the family also couple's careers before marriage have changed. When people marry, so we can say with some empirical and theoretical evidence, they are more experienced with living in partnerships. Moreover it is discoverable that the couple's career with the spouse-to-be is much more individualised and it is following much less traditional patterns than it did a few decades ago.

There is, however, little research regarding which experiences with partnerships people have in general and which biographical transitions are characteristic for the couple's career with the spouse-to-be. The aim of this article is to analyse the partnership biographies and couple's career of the marriage cohorts 1999 to 2005 and to identify major factors with data of the Mainz "Value of Marriage" study.

The results show that the experience with partnerships in general before marriage has increased and that couple's careers before marriage show much regularity, despite all tendencies of individualisation.

Keywords: biography of relationships, marriage, cohabitation, affiancing, course of premarital partnership

1. Einleitung

Bei aller Vielschichtigkeit des Wandels der Partnerschaftsbiografien in den vergangenen Jahrzehnten sind zwei Entwicklungen besonders signifikant: Eheschließende bringen heute mehr Beziehungserfahrung in die eheliche Partnerschaft ein als in der Vergangenheit, darauf verweisen einige empirische Befunde (Brüderl & Klein 2003; Schmidt et al. 2006), und der Verlauf der Partnerschaft mit dem späteren Ehepartner folgt nur noch selten dem traditionellen Muster, das in einer relativ starren Abfolge von Übergängen – Einführung der Partner in die jeweilige Schwiegerfamilie, Verlobung, standesamtliche und kirchliche Heirat, Gründung eines gemeinsamen Haushalts – bestand. An die Stelle dieser vorhersehbaren Abfolge sind, so wird mit einiger theoretischen Evidenz argumentiert (Beck & Beck-Gernsheim 1990; Beck-Gernsheim 1998; ähnlich auch Levy 1996 und Nave-Herz et al. 1996, 236), individuell gestaltbare Verläufe und eine größere Vielfalt getreten.

Wie die Partnerschaftsverläufe vor der Ehe in der Gegenwart konturiert sind, ob es neuartige Muster gibt, wie diese gegebenenfalls beschaffen sind und welche Faktoren den Verlauf beeinflussen, darüber gibt es einen nur wenig entwickelten empirischen Forschungsstand. Im vorliegenden Beitrag werden die Beziehungsbiografien und Partnerschaftsverläufe von Angehörigen der Eheschließungskohorte 1999-2005 mit den Daten der Mainzer „Value of Marriage“-Studie analysiert und wesentliche Einflussfaktoren herausgearbeitet. Ziel des Aufsatzes ist es, grundlegende Befunde zur Partnerschaftsbiografie vor der Heirat zu präsentieren und einen Beitrag zur Erklärung des Auftretens ausgewählter Übergänge im Partnerschaftsverlauf zu liefern.

Beziehungsbiografie meint in der hier verwendeten Diktion die Abfolge sämtlicher Beziehungen, unabhängig von ihrer Dauer, die vor der Partnerschaft mit dem jetzigen Ehepartner beendet wurden. Die subjektive Deutung der Befragten selbst bestimmt dabei, welche Verbindungen als Beziehung gerechnet werden. *Partnerschaftsbiografie* bezeichnet, quasi als eine Teilmenge der Beziehungsbiografie, alle Beziehungen, die länger als ein Jahr andauerten und vor Beginn der Partnerschaft mit dem jetzigen Ehepartner beendet waren. Mit *Partnerschaftsverlauf*, im vorliegenden Beitrag von besonderem empirischem Interesse, werden die Übergänge und Phasen vom Beginn der Partnerschaft mit dem aktuellen Ehepartner bis zur Eheschließung bezeichnet.

2. Forschungsstand und Forschungsfragen

Die Effekte von Bildungsgrad, Geschlecht, berufliche Situation und Kohortenzugehörigkeit auf die biografische Platzierung der Heirat können als relativ gut untersucht gelten (Hill & Kopp 2000; Klein & Lengerer 2001), dagegen liegen zum Timing der Heirat in Bezug auf die Beziehungsbiografie und auf den Partnerschaftsverlauf kaum empirische Befunde vor. Hier stellen sich mindestens drei Forschungsfragen, die Gegenstand der weiteren Darstellungen sind: (1) Wie viel Beziehungs-

und Partnerschaftserfahrung haben die Eheschließenden vor ihrer Heirat gesammelt? (2) Wie lange dauert die Phase zwischen Partnerschaftsbeginn und Heirat, welchen Stellenwert haben in dieser Phase die Übergänge Verlobung, Gründung eines gemeinsamen Haushalts und Konzeption und lassen sich auf der Grundlage dieser zentralen partnerschaftsbiografischen Übergänge charakteristische Muster von Partnerschaftsverläufen identifizieren? (3) Wie lässt sich die Varianz der Partnerschaftsdauer bis zur Heirat erklären und welche Faktoren nehmen Einfluss auf die Wahrscheinlichkeit der Gründung einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft und auf die Entscheidung zur Verlobung?

(1) Eheschließende verfügen heute über mehr Beziehungserfahrung als noch vor wenigen Jahrzehnten. Die durchschnittliche Zahl „fester Beziehungen“ im Alter von 30 Jahren ist nach Ergebnissen einer Untersuchung von Schmidt et al. von durchschnittlich 1,9 Beziehungen in der Geburtskohorte 1942 über 3,0 in der Geburtskohorte 1957 auf 3,7 bei den 1972 Geborenen angestiegen (Schmidt et al. 2006, 27). Unter einer festen Beziehung wird in dieser Studie die subjektive Zurechnung durch die Befragten zugrunde gelegt, unabhängig davon, wie lange diese Beziehung gedauert hat. Wird die soziologisch häufiger verwendete Operationalisierung „Beziehungen, die mindestens ein Jahr gedauert haben“, wie sie etwa im Familiensurvey des Deutschen Jugendinstituts und auch in der „Value of Marriage“-Studie Anwendung fand, herangezogen, wird ein anderes Bild erkennbar. Die durchschnittliche Zahl von Partnerschaften, die vor der, die in die Ehe mündete, gelebt wurden, ist deutlich niedriger als in der Studie von Schmidt et al.. Bezogen auf die Personen, die zwischen 1995 und 2000 geheiratet haben, der jüngsten Heiratskohorte im Familiensurvey, ergibt sich – nach eigenen Berechnungen mit den Daten des DJI-Familiensurveys – folgendes Bild: 51% der Befragten dieser Heiratskohorte hatten *keine* Partnerschaft vor ihrer ehelichen, die länger als ein Jahr dauerte; 33% hatten vor ihrer Ehe eine Partnerschaft und weitere 12% zwei. 4% lebten vor ihrer Ehe in drei oder mehr Partnerschaften. Umgerechnet heißt das: Je 100 Befragte im Familiensurvey der Heiratskohorte 1995-2000 hatten vor ihrer Heirat im Durchschnitt 70 Partnerschaften, die jeweils länger als ein Jahr dauerten. Betrachtet man diesen Wert im Zeitverlauf (vgl. Tab. 1), so hatten je 100 Angehörige der ältesten Heiratskohorte 1965-1969 zehn voreheliche Partnerschaften und diejenigen, die zwischen 1985 und 1989 geheiratet haben, 43.¹ Bemerkenswert ist, dass trotz der insgesamt gestiegenen Beziehungserfahrungen die große Mehrzahl der Eheschließenden den ersten oder zweiten festen Partner (gemeint sind hier Partnerschaften mit einer Dauer von mindestens einem Jahr) geheiratet hat. In der jüngsten Heiratskohorte 84% (vgl. Tab. 1).

1 Ein bedeutsamer Unterschied innerhalb einer Heiratskohorte hinsichtlich der Anzahl vorehelicher Partnerschaften zwischen denjenigen, die zum Zeitpunkt der Befragung noch zusammenlebten und denjenigen, die sich zwischenzeitlich getrennt hatten, ist nach unseren Analysen nicht nachzuweisen.

Tab. 1: Voreheliche Partnerschaften nach Heiratskohorten

Heiratskohorte	N	Anteil (in %) der Befragten der unterschiedlichen Heiratskohorten, die ihren ersten oder zweiten Partner geheiratet haben	Durchschnittliche Anzahl vorehelicher Partnerschaften pro 100 Befragte
1995-2000	964	84,3	70
1990-1994	979	87,5	55
1985-1989	1109	93,5	43
1980-1984	1192	95,6	30
1975-1979	963	97,7	21
1970-1974	911	98,5	15
1965-1969	699	99,4	10

Quelle: DJI-Familiensurvey 2000, eigene Berechnungen

Nicht zu ermitteln ist mit den zitierten Studien, wie viele Beziehungen *und* längere Partnerschaften die Eheschließenden insgesamt hatten. Hinzu kommt, dass die Partnerschaftserfahrungen im Familiensurvey möglicherweise aufgrund der aufwändigen Abfrage systematisch unterschätzt werden (vgl. Fußnote 2). Aus diesen Befunden und Überlegungen lässt sich die Annahme ableiten, dass die Eheschließenden der Heiratskohorte 1999-2005 über mehr Beziehungserfahrungen verfügen als jene im Familiensurvey.

(2) Am Beginn des Partnerschaftsverlaufs stehen zunächst die Partnerfindung und die Partnerwahl. Zwar soll hier die Partnerwahl nicht weiter thematisiert werden (vgl. dazu z.B. Blossfeld & Timm 2003), dennoch ist sie hinsichtlich des weiteren Verlaufs von besonderer Bedeutung. Die Partnerwahl ist ein traditionsreiches familiensoziologisches und psychologisches Forschungsthema, das vor allem auf die Übereinstimmung der sozialen Merkmale des Paares fokussiert (soziale Herkunft, Bildung, Alter, Konfession etc.). Die Feststellung der hohen Bedeutung der Homogamie bei der Partnerwahl (vgl. die Beiträge in dem von Klein 2001 herausgegebenen Sammelband) und die sozialstrukturell stark geschlossenen Räume des Kennenlernens (vgl. die *meeting and mating*-These bei Lazarsfeld & Merton 1954) können so gedeutet werden, dass der Beziehungsbeginn über den romantischen Liebescode gesteuert wird (Lenz 2003, 55), wobei sozialstrukturelle Merkmale diesen Prozess nachhaltig beeinflussen (Hill & Kopp 2001). Liebe führt Menschen zusammen, verliert aber bald an Bindungskraft. Bedeutsam für den weiteren (erfolgreichen) Verlauf der Partnerschaft scheinen neben physischer Attraktivität vielmehr übereinstimmende Einstellungen und Ansichten sowie gemeinsame Lebenspläne zu sein (Rupp 1999). Aus austausch- und investment-theoretischer Perspektive erfolgt die Beziehungsentwicklung im Zusammenhang mit *Investitionen* der Partner in die Partnerschaft selbst (Abraham 2003). Investitionen erstrecken sich dabei auf materielle Güter, emotionales Engagement, auf Verhaltensanpassungen und auf die Produktion gemeinsamer Güter, zu denen auch Kinder zu rechnen sind. In „erfolgreichen“ Partnerschaften finden solche Investitionstätigkeiten statt, nicht zwingend im Sinne einer linearen Zunahme, es kann auch Phasen der Stagnation oder des Rückgangs geben, grundsätzlich ist aber von der These auszugehen, dass längerfristig abnehmende Investitionen ein signifikantes Krisensignal darstellen (vgl. Hill & Kopp 2001, 29).

Obwohl sich die Partnerwahl großenteils aus dem unmittelbaren Einfluss des Familienkontextes herausgelöst hat (Lenz 2003, 65), haben sich in den letzten Jahrzehnten die zentralen Räume des Kennenlernens kaum verändert. Viele Paare lernen sich über Bekannte und Freunde kennen (Klein & Lengerer 2001). Verändert hat sich dagegen der Ablauf der Aufbauphase von Partnerschaften, der variabler und entscheidungsoffener geworden ist. Die erhöhte Gestaltbarkeit und die Ablösung des Paarbildungsprozesses aus dem Familienkontext macht die Aufbauphase zu einer weitgehend exklusiven Angelegenheit des Paares. Im Verlauf dieser Entwicklung ist unter anderem darüber zu entscheiden, ob man sich verlobt, zusammenzieht, Kinder bekommt, größere gemeinsame Anschaffungen tätigt und die Partnerschaft in eine Ehe überführt oder nicht.

Die Frage, wie der Entscheidungsprozess auf der Ebene von Paaren theoretisch zu modellieren sei, ist bislang weitgehend unbeantwortet geblieben. In einer ersten Annäherung wären drei Möglichkeiten denkbar. Entscheidungen wie die zur Heirat können erstens als „reine Individualentscheidungen“ im Sinne zweier unabhängig voneinander gefasster Handlungswahlen behandelt werden. Zweitens könnte eine „Paarentscheidung“ unterstellt werden, die im Sinne einer Art gemeinsamer „Wirrationalität“ getroffen würde. Dies erscheint theoretisch jedoch als unangemessen. Angemessener wäre es, von sich wechselseitig beeinflussenden Entscheidungen von Individuen auszugehen, bei denen die Merkmale und Handlungsweisen des jeweils anderen Partners den persönlichen Entschluss mit bedingen. Scheinen Entscheidungsprozesse mit wechselseitiger Beeinflussung der Akteure der Realität theoretisch am nächsten zu sein, stehen Vorschläge zu deren adäquaten und praktikablen empirischen Umsetzung bislang jedoch aus.

Da die hier verwendeten Daten von jeweils beiden Partnern aus 377 Ehen eine Überprüfung der genannten theoretischen Modellierungen kaum zulassen, wird in der vorliegenden Arbeit das Auftreten von gemeinsamen Übergängen behelfsweise als individuelle Handlungswahlen analysiert. Ein Nachteil dieser Strategie dürfte in der Nicht-Beachtung von Interaktions- und Kompositionseffekten liegen, der Vorteil hingegen in einer größeren Fallzahl.

Die Heirat selbst findet heute zumeist in einer Phase statt, in der beide Partner schon einige Zeit zusammen wohnen. Gleichzeitig hat sich durch die veränderte Relevanz nichtehelicher Lebensgemeinschaften die Wahrscheinlichkeit nachhaltig verringert, dass eine nichteheliche Lebensgemeinschaft in eine Ehe mündet. Betrug die entsprechende Übergangswahrscheinlichkeit in der Geburtskohorte 1942 noch 90%, liegt sie in der Geburtskohorte 1972 bei nur noch 36% (Schmidt et al. 2006, 77). Aus früheren Untersuchungen ist bekannt, dass ca. 80% aller Ehepaare bereits vor ihrer Heirat zusammengewohnt haben (Schneewind et al. 1992). Die Gründung einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft wird meist weder öffentlich gemacht noch zeremoniell begangen. Kennzeichnend ist außerdem, dass zum Zeitpunkt des Zusammenziehens der Gedanke an eine Heirat meist noch nicht aktuell ist (Nave-Herz et al. 1996, 237). In der einzigen bisher vorliegenden Längsschnittstudie zu nichtehelichen Lebensgemeinschaften wird deren Entstehung als „schleichender Prozess“ (Vaskovics & Rupp 1995, 45) und weniger als Ergebnis einer ausführlichen und rationalen Abwägung dargestellt. Inwieweit dies für die Verheirateten in dieser Stichprobe zutrifft, soll mit unseren Daten untersucht werden.

Völlig unklar ist beim gegenwärtigen Stand der Forschung, welche Bedeutung im Rahmen der Institutionalisierung von Partnerschaften heute der Verlobung zukommt. Grundlegende empirische Erkenntnisse über Häufigkeit, Zeitpunkt und subjektiver Sinngebung der Verlobung sind vor allem deshalb von Interesse, weil die Verlobung und ihr Stellenwert im Prozess der Entwicklung von Partnerschaften wichtige und empirisch leicht zu erhebende Indikatoren für das Framing der Ehe (Esser 2002) enthalten könnten.

Deutlich wird mit Blick in die Amtstatistik, dass das traditionelle Verlaufsmuster – erst Ehe, dann Kinder – zwar allmählich an Bedeutung verliert, weiterhin aber sehr verbreitet ist. Nach Daten der Eheschließungsstatistik des Statistischen Bundesamts (Auskunft nach Sonderanfrage) betrug der Anteil der Eheschließenden, die mindestens ein gemeinsames voreheliches Kind haben, im Jahr 2000 13,7%. In Westdeutschland ist ein moderater Wandel auf niedrigem Niveau erkennbar, von 3,6% im Jahr 1980 auf 11,4% im Jahr 2000, in Ostdeutschland erfolgen die Veränderungen dynamischer und auf höherem Niveau: 1980 hatten 13,6% und 2000 27,6% aller Eheschließenden bereits gemeinsame Kinder (Engstler & Menning 2003, 65). Demgegenüber ist die Prävalenz der vorehelichen Konzeption etwas höher einzuschätzen. Nach Auskunft des Statistischen Bundesamts (Auskunft nach Sonderanfrage) lag der Anteil schwangerer Bräute im Jahr 1999 in Deutschland bei 18%.

Insgesamt ergeben die aufgeführten Befunde kein eindeutiges Bild vorehelicher Partnerschaften. Einerseits haben sich neue Übergänge und Phasen etabliert, z.B. Kohabitation, andererseits scheinen traditionelle Übergänge wie Verlobung an Bedeutung verloren zu haben und schließlich weisen klassische Abfolgen, namentlich erst Heirat, dann Elternschaft, nach wie vor eine beachtliche Prävalenz auf. Im weiteren Verlauf der Analyse ergeben sich daraus zwei empirische Forschungsfragen: Welche subjektive Bedeutung und welche Prävalenz hat die Verlobung in der untersuchten Heiratskohorte und: Gibt es (noch) dominierende Standardmuster in den vorehelichen Partnerschaftsverläufen oder ist von einer breiten Vielfalt auszugehen?

(3) Der soziologische Forschungsstand zum biografischen Timing der Heirat, der hier nicht detaillierter wiedergegeben werden soll (vgl. z.B. Hill & Kopp 2000), verweist darauf, dass die veränderten normativen und ökonomischen Rahmenbedingungen und die gestiegene Bildungs- und Erwerbsbeteiligung der Frauen auf regional unterschiedlichen Heiratsmärkten (Klein & Lengerer 2001) das Timing der Heirat beeinflussen. Mit zunehmender Qualifikation steigt das Heiratsalter und in jüngeren Geburtskohorten erfolgt die Eheschließung später als in älteren, was von manchen Autoren als Effekt der längeren Verweildauern im Bildungssystem gedeutet wird (Brüderl & Diekmann 1994). Erkennbar ist nach wie vor das traditionelle Muster bei der Wahl des Zeitpunktes der Erstheirat: die Heirat findet üblicherweise dann statt, wenn eine vergleichsweise sichere berufliche Position erreicht ist, während eine Heirat in Phasen der Arbeitslosigkeit oder in Zeiten der Ausbildung nur selten erfolgt (Schneewind et al. 1996). Dies gilt zumindest für Männer. Ändern sich die gesellschaftlichen Zugangsbedingungen in vermeintlich sichere und individuell als angemessen erscheinende Statuspositionen, wird dadurch die Entscheidung, ob geheiratet wird und das Timing der Eheschließung kollektiv tangiert

(Oppenheimer 1988, 565). Schlechtere Zugangsbedingungen in den Arbeitsmarkt senken danach die Heiratsrate und führen zu einem Anstieg des Erstheiratsalters.

Das kontinuierlich gestiegene Heiratsalter und die enge Bindung der Eheschließung an das Erreichen einer als gesichert erachteten ökonomischen Position führt zu der empirisch zu prüfenden Annahme, dass die voreheliche Partnerschaft um so länger dauert, je früher sie im Lebensverlauf beginnt.

Da anzunehmen ist, dass sich Erst- und Wiederverheiratete hinsichtlich der hier untersuchten Fragestellungen in vielen Punkten unterscheiden – Wiederverheiratete sind in der Regel deutlich älter und blicken auf mehr Beziehungserfahrung, insbesondere auch Erfahrungen mit früheren Ehen, zurück und befinden sich insgesamt zumeist in anderen Lebenslagen als ledige Bräute und Bräutigame – wird im Folgenden eine systematische Differenzierung nach Erst- und Wiederverheiratungen vorgenommen, wobei jedoch der Fokus der Darstellung auf der quantitativ dominierenden Gruppe der Erstverheirateten liegt.

3. Daten und Methoden

Grundlage der Untersuchung ist eine größer angelegte standardisierte Querschnitt-Befragung von Paaren, die zwischen 1999 und 2005 geheiratet haben, zum Thema „Value of Marriage“. Befragt wurden unabhängig voneinander jeweils beide Ehepartner. Der für die hier durchgeführten Auswertungen herangezogene Datensatz umfasst 377 Ehepaare bzw. 754 verheiratete Personen. Befragt wurden Erst- und Wiederverheiratete.

Zusammensetzung der Stichprobe

Der Anteil der Erst-Ehen (beide Partner vor der Heirat ledig) beträgt 85,7%, der Anteil der Ehen mit mindestens einem Wiederverheirateten entsprechend 14,3%. Das durchschnittliche Heiratsalter der zum Zeitpunkt der Eheschließung ledigen Frauen liegt bei 27,3 Jahren, das der ledigen Männer bei 29,7 Jahren. Die nicht ledigen Frauen waren zum Zeitpunkt ihrer Wiederverheiratung durchschnittlich 37,1, die Männer hingegen 43,1 Jahre alt. Nach Daten des Statistischen Bundesamts (2004) für das Jahr 2000 betrug der Anteil der Erst-Ehen an allen Eheschließungen dieses Jahres 63,1%. Die ledig heiratenden Männer waren danach im Durchschnitt 31,2 und die Frauen 28,4 Jahre alt. Die vorliegende Stichprobe weist demnach einen geringeren Anteil an Wiederverheiratungen auf und die ledig Heiratenden sind im Durchschnitt etwas jünger als die Ersteheschließenden in der Gesamtpopulation.

72% der Untersuchungsteilnehmer stammen aus den alten Bundesländern, 13% aus den neuen und 15% wurden in einem Land außerhalb Deutschlands geboren. Die Stichprobe umfasst 39% Katholiken, 35% Protestanten und 4%, die einer anderen Glaubensgemeinschaft angehören. 22% gaben an, keiner Konfession anzugehören. Damit weist die Stichprobe hinsichtlich der genannten Merkmale Verteilungen auf, die in akzeptabler Form den Verteilungen in der Grundgesamtheit (Heiratskohorte 1999-2005) entsprechen. Bedeutsame Abweichungen bestehen dagegen im Hinblick auf die formale Schulbildung. Hier liegt der für viele sozialwissenschaftli-

che Studien nicht untypische Bias in Richtung einer Unterrepräsentation niedriger Bildungsabschlüsse vor. Nur 13% der Befragten haben einen Hauptschulabschluss. 39% haben die Realschule und 48% das Gymnasium erfolgreich absolviert. Diesen Bildungs-Bias gilt es bei der Interpretation der Ergebnisse zu berücksichtigen. Um dadurch hervorgerufene etwaige Verzerrungen der Ergebnisse abschätzen zu können, ist der Einfluss des Bildungsabschlusses für die hier analysierten abhängigen Variablen jeweils Gegenstand der Untersuchung.

Analysemethoden

Im Hinblick auf die Beziehungs- und Partnerschaftsbiografien konzentriert sich die Analyse im Wesentlichen auf *Häufigkeitsauszählungen* über die Anzahl der bisherigen Beziehungen vor der Ehe, *stratifiziert* nach Geschlecht, Bildung sowie Erst- und Wiederverheiratungen.

Bei der Analyse von Übergängen und Phasen des Partnerschaftsverlaufs kommen neben der Bildung einer *Typologie* zu Partnerschaftsverlaufsmustern auch *multivariate Regressionsmodelle* zum Einsatz. Bei Letzteren geht es zum einen, auf der Grundlage eines linearen OLS-Regressionsmodells, um die Erklärung der Dauer der Partnerschaft bis zur Heirat. Zum anderen werden zwei weitere Forschungsfragen mittels binärer logistischer Regressionsmodelle untersucht: Welche Faktoren nehmen Einfluss, ob ein Paar vor der Hochzeit kohabitiert und welche Faktoren haben einen Effekt auf die Entscheidung, sich vor der Hochzeit zu verloben.

Die Einstellungen der Befragten werden mittels der subjektiven Sinnzuschreibungen zur Ehe abgebildet. Dabei kommt ein *clusteranalytisches Verfahren* zur Anwendung. Zunächst wurden verschiedene Dimensionen der Einstellung zur Ehe anhand von acht Einzelindikatoren erfasst, die die Befragten auf einer 5-stufigen Ratingskala nach dem Ausmaß ihrer Zustimmung beantworten konnten. Aus der Beantwortung der acht Items resultiert für jeden Befragten ein individuelles Muster der Einstellung zur Ehe. Diese Muster wurden dann mittels Clusteranalyse zu Gruppen zusammengefasst. (vgl. Tab. A1 im Anhang sowie Schneider & Rüger 2007)

4. Ergebnisse

Die im Folgenden dargestellten Analysen sind zunächst deskriptiv auf die Beziehungserfahrung vor der Heirat (Kap. 4.1) gerichtet; daran anschließend (Kap. 4.2) wird der Verlauf der Partnerschaft mit dem späteren Ehepartner untersucht. Dieser Teil der Untersuchung ist auf die Partnerschaftsdauer sowie auf die Prävalenz der Ereignisse Verlobung und Kohabitation gerichtet (Kap. 4.2.1); daran anschließend wird versucht, das Auftreten der Ereignisse Verlobung und Kohabitation im Partnerschaftsverlauf regressionsanalytisch zu erklären (Kap.4.2.2). Der folgende Analyseschritt ist auf die Feststellung typischer Verlaufsmuster gerichtet, wobei das Auftreten der Ereignisse Verlobung und Kohabitation zur Typisierung herangezogen wird (Kap. 4.2.3). Die Analyse schließt mit dem Versuch einer regressionsanalytischen Erklärung der Dauer der vorehelichen Partnerschaft (Kap. 4.2.4).

4.1 Die Beziehungs- und die Partnerschaftsbiografie vor der Ehe

Wie viele *Beziehungen*, die höchstens ein Jahr und wie viele *Partnerschaften*, die mindestens ein Jahr andauerten und vor der Partnerschaft zum jetzigen Ehepartner beendet wurden, weisen die Angehörigen der untersuchten Heiratskohorte auf?

Im Vergleich mit den in Kap. 2 dargestellten Ergebnissen des Familiensurveys weisen die hier Befragten eine erheblich größere Partnerschaftserfahrung vor ihrer Heirat auf. Berichteten je 100 Mitglieder der Heiratskohorte 1995-2000 im Familiensurvey von durchschnittlich 70 Partnerschaften, die länger als ein Jahr dauerten, blickten die von uns befragten Personen auf durchschnittlich 130 solcher Partnerschaften zurück.²

Allerdings bestätigen auch unsere Befunde (vgl. Tab. 2), dass die deutliche Mehrheit über wenig voreheliche Partnerschaftserfahrung mit anderen Partnern verfügt. Jeder dritte, 34,6%, Erstheiratende ehelichte seinen ersten und 29,5% den zweiten festen Partner (unter den Befragten im Familiensurvey waren es 51% bzw. 33%). Frauen und Männer unterscheiden sich dabei nicht wesentlich, weshalb die Unterschiede nach Geschlecht nicht gesondert ausgewiesen werden. Da höhere Abschlüsse generell mit einem höheren Erstheiratsalter einhergehen (Huinink 2000), wäre hinsichtlich des formalen Bildungsstands zu vermuten, dass mit steigendem Bildungsniveau eine höhere Anzahl an vorehelichen Partnerschaften zu beobachten ist. Mit unseren Daten lässt sich ein solcher Zusammenhang jedoch nicht nachweisen.³

Als ein wichtiger Aspekt im Rahmen der Untersuchung der Partnerschaftsbiografie erweist sich hingegen die Unterscheidung in Erst- und Wiederverheiratete (vgl. Tab. 2). In der vorliegenden Stichprobe befinden sich mit einem Anteil von 9,7% (n=73) Personen, die vor ihrer jetzigen Ehe bereits verheiratet waren.⁴ Wiederverheiratete blicken auf eine höhere Zahl an Partnerschaften zurück. Die durchschnittliche Anzahl der Partnerschaften, die zeitlich vor derjenigen mit dem jetzigen Ehepartner liegen, beträgt für die Erstverheirateten 1,2, für die Wiederverheirateten, inklusive der früheren Ehen, 2,4.

Durchschnittlich berichten die Befragten, Erst- und Wiederverheiratete gemeinsam, über 3,1 Beziehungen beliebiger Dauer, die sie vor der Partnerschaft zu ihrem

-
- 2 Die – absolut betrachtet – recht geringe Anzahl berichteter Partnerschaften im DJI-Familiensurvey könnte unter anderem darauf zurückzuführen sein, dass die Partnerschaftsbiografie zu jedem genannten Partner sehr ausführlich erhoben wurde und die Befragten daher, aus zeitökonomischen Gründen, eher dazu neigten, die Anzahl ihrer Partnerschaften zu „unterschätzen“.
 - 3 Helfferich et al. (2001, 65) konnten einen Bildungseinfluss in der vermuteten Form für westdeutsche Frauen nachweisen – nicht jedoch für die untersuchten Frauen aus dem Osten Deutschlands.
 - 4 Nach Angaben der Amtsstatistik sind ca. 29% der Heiratenden nicht mehr ledig (Grünheid 2006, 26).

jetzigen Ehepartner hatten.⁵ Die Beziehungsbiografien von Erstheiratenden weisen dabei im Durchschnitt drei und die von Wiederverheirateten 3,7 Beziehungen auf.

Tab. 2: Anzahl vorehelicher Beziehungen und Partnerschaften* (in %)

Anzahl	Erstverheiratete		Wiederverheiratete		Gesamt	
	Beziehungen	Partnerschaften	Beziehungen	Partnerschaften	Beziehungen	Partnerschaften
0	13,7	34,6	0	0	12,4	31,2
1	11,9	29,5	18,1	34,2	12,5	30,0
2	24,1	25,4	16,7	21,9	23,4	25,0
3	21,3	6,8	20,8	24,7	21,2	8,6
4	10,3	2,4	16,7	11,0	10,9	3,2
5+	18,7	1,3	27,7	8,2	19,6	2,0
Gesamt	100	100	100	100	100	100
N	663	674	72	73	735	747
Ø Anzahl	3,0	1,2	3,7	2,4	3,1	1,3

* Partnerschaften, die mindestens ein Jahr dauerten und vor der Partnerschaft mit dem späteren Ehepartner endeten

Quelle: VoM-Daten

Die Verteilung in unserer Studie sieht im Einzelnen so aus: 13,7% der Erstheiratenden hatten keine Beziehungserfahrungen mit anderen Partnern und mehr als die Hälfte berichten von einer bis zu drei solcher Beziehungen. Über eine besonders umfangreiche Beziehungserfahrung scheinen 18,7% der Befragten zu verfügen, die, unabhängig von ihrer Dauer, mindestens fünf voreheliche Beziehungen nannten. Knapp 20% der Befragten verweisen nur auf Beziehungen, die sämtlich kürzer als ein Jahr dauerten.

Anscheinend, so lassen sich diese Befunde interpretieren, ist die Beziehungsdynamik bei der großen Mehrheit der Angehörigen auch der jungen Heiratskohorten vor einer Heirat nicht so ausgeprägt, wie etwa die These der „neuen Unübersichtlichkeit“ des Familienlebens (Beck-Gernsheim 1998, 26) nahe legt.

Ähnlich groß sind die Gruppen derjenigen, die keine oder wenig Beziehungserfahrung vor ihrer ersten ehelichen Partnerschaft gesammelt haben und die, die auf eine sehr wechselvolle Beziehungsbiografie zurück blicken können. Eine gewisse Dominanz scheinen zwei beziehungsbiografische Muster zu haben. Das erste Muster mit einer Prävalenz von ca. 20% ist dadurch gekennzeichnet, dass nach einigen kurzen „Affären“ die Person, zu der eine erste längere Partnerschaft aufgebaut wurde, geheiratet wird. Das zweite Muster (ca. 25%) ist dadurch charakterisiert, dass eine Eheschließung erfolgt, nachdem eine längere voreheliche Partnerschaft beendet wurde, wobei zusätzliche Beziehungserfahrung in Form weiterer kürzerer Beziehungen hier keine nennenswerte Rolle spielt.

⁵ Auf ein vergleichbares Ergebnis kommt auch die genannte Studie von Schmidt et al. (2006, 27). Dort wird für die Gruppe der 1972 Geborenen, die zum Zeitpunkt der Erhebung 2002 30 Jahre alt waren, eine durchschnittliche Anzahl von 3,7 Beziehungen berichtet (vgl. auch Dekker & Matthiesen 2004, 45f).

Alles in allem verweisen die vorliegenden Befunde darauf, dass die Beziehungserfahrung vor der Ehe in der hier untersuchten jüngsten Heiratskohorte höher ist als in älteren Heiratskohorten, wobei vor allem kürzere Beziehungen und weniger längere Partnerschaften diese Erfahrungen prägen.

4.2 Der Verlauf der Partnerschaft bis zur Eheschließung

4.2.1 Dauer des Partnerschaftsverlaufs und relevante Übergänge

Die Periode zwischen dem Beginn der Partnerschaft mit dem späteren Ehepartner und der Eheschließung ist Gegenstand der folgenden Betrachtungen. Im Mittelpunkt stehen Dauer und Verlauf der Partnerschaft bis zur Heirat. Der Verlauf wird in erster Linie anhand bedeutsamer Übergänge und Phasen untersucht. Welche Übergänge bedeutsam sind, ist soziologisch wenig erforscht und wird hier über den Weg der subjektiven Relevanzbeschreibung durch die Befragten selbst zu bestimmen versucht.

Befragt nach der Bedeutung einzelner Ereignisse für die weitere Entwicklung ihrer Partnerschaft, messen die Verheirateten dem Zusammenziehen die höchste Bedeutung bei. 53% bekundeten, dies sei „besonders ausschlaggebend“ gewesen. An zweiter Stelle rangiert die Aufnahme sexueller Beziehungen (34%). Direkt danach, an dritter Stelle, folgt mit 32% die Verlobung. Der erste gemeinsame Urlaub wird noch von 24% als zentraler Übergang empfunden. Die Einführung des Partners in den Freundeskreis und die Einführung in die Familie sind dagegen weit weniger relevant. 16 bzw. 11% empfanden dies als bedeutsames Ereignis. Am Ende rangieren Ereignisse, die eine Wirtschaftsgemeinschaft entstehen lassen, also etwa erste große gemeinsame Anschaffungen oder die Einrichtung eines gemeinsamen Kontos. Nur 11 bzw. 9% sehen darin für die weitere Entwicklung ihrer Partnerschaft ein besonders relevantes Ereignis. Die Schwangerschaft der Frau stellt in diesem Zusammenhang ebenfalls ein bedeutsames Ereignis dar, spielt aber aufgrund des Umstands, dass nur knapp 16% der Frauen zum Zeitpunkt ihrer Heirat schwanger waren und nicht alle dieses Ereignis als besonders relevant für den weiteren Verlauf der vorehelichen Partnerschaft betrachtet haben, statistisch eine eher nachrangige Rolle.

Sieht man von dem individuell zweifellos bedeutsamen, in seiner „Außenwirkung“ jedoch eher begrenzt wichtigen Ereignis der Aufnahme sexueller Beziehungen ab, lässt sich die Konzentration der nachfolgenden Analysen auf die beiden partnerschaftsbiografischen Übergänge der *Kohabitation* sowie der *Verlobung* durch die Einschätzungen der Befragten selbst begründen.

Bei der Betrachtung des Partnerschaftsverlaufs stehen im Weiteren dessen Dauer vom Beginn der Partnerschaft bis zur Eheschließung, die Prävalenz und Reihenfolge von *Kohabitation* und *Verlobung*, deren biografische Platzierung sowie die Dauer der sich daraus ableitenden Phasen im Mittelpunkt der Betrachtung.

Die gesamte Dauer zwischen dem Beginn der Partnerschaft und der Eheschließung beträgt im Mittel 4,7 Jahre, bei einem Median von vier und einer Standardabweichung von 3,4 Jahren.

Einige Eckdaten zur Prävalenz der untersuchten Übergänge während der vorehelichen Partnerschaft vermitteln ein disparates Bild mit modern und traditionell an-

mutenden Facetten (vgl. Tab. 3). 84,4% der von uns befragten Ehepaare lebten vor ihrer Heirat mit ihrem späteren Ehepartner in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft; 15,6% der Bräute waren zum Zeitpunkt ihrer Heirat schwanger⁶ und 53,6% hatten sich vor der Hochzeit verlobt.

Tab. 3: Der Partnerschaftsverlauf vor der Ehe: Kohabitation, Verlobung und Gesamtdauer

	N	Nichteheliche Lebensgemeinschaft (in %)	Verlobung (in %)	Partnerschaftsdauer* (in Jahren)
Erstverheiratete	646	83,6	57,7	4,9
Wiederverheiratete/ deren Partner	108	88,9	28,7	3,7
Gesamt	754	84,4	53,6	4,7

* Dauer zwischen dem Beginn der Partnerschaft mit dem jetzigen Ehepartner und der Heirat

Quelle: VoM-Daten

Mit den in Tabelle 3 zusammengefassten Befunden werden signifikante Unterschiede zwischen Erst- und Wiederverheirateten bzw. deren Partnern bei der Prävalenz der Verlobung und der Dauer der Partnerschaft bis zur Heirat erkennbar (jeweils $p < .001$). So haben sich nur halb so viele Wiederverheiratete verlobt. Bemerkenswert ist auch, dass die Partnerschaften mit mindestens einem Wiederverheirateten nach 3,7 Jahren des Zusammenseins und damit deutlich „schneller“ in die Ehe führen als Partnerschaften mit zwei ledigen Personen (4,9 Jahre). Ob eine nichteheliche Lebensgemeinschaft gegründet wird, scheint dagegen nicht in bedeutsamer Form davon abzuhängen, ob mindestens einer der Partner in Vergangenheit schon einmal verheiratet war oder nicht ($p = .161$). Diese Befunde legen es nahe, das Merkmal „Erst- vs. Wiederheirat“ im Rahmen späterer multivariater Modelle noch einmal systematisch in die Analyse einzubeziehen.

Differenziert nach Bildungsabschlüssen zeigen sich im Hinblick auf die in Tabelle 3 ausgewiesenen Ergebnisse in unserer Stichprobe keine nennenswerten Unterschiede.

Die folgende Analyse ist auf die Frage gerichtet, *wann* Kohabitation und Verlobung im Partnerschaftsverlauf bis zur Ehe erfolgen. Die Gründung eines gemeinsamen Haushalts innerhalb des vorehelichen Verlaufs der Partnerschaft wird in der Regel vor einer Verlobung vorgenommen. Ist der Partnerschaftsverlauf durch ein gemeinsames Auftreten einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft und einer Verlobung gekennzeichnet, so findet die Gründung eines gemeinsamen Haushalts in knapp 88% der Fälle früher oder zeitgleich (im selben Jahr) mit der Verlobung statt. Lediglich 12% der Befragten verloben sich erst mit ihrem Partner und ziehen danach mit ihm

6 Der Anteil der schwangeren Bräute liegt für die ledig Heiratenden bei 16,1%, für die Wiederverheirateten und deren Partner hingegen bei 12,9%. Die VoM-Daten enthalten keine Informationen über vorehelich geborene Kinder.

zusammen. In diesem Verhalten unterscheiden sich die Erst- und Wiederverheirateten nicht maßgeblich voneinander.

Nach dem Beginn der Partnerschaft vergehen bei den Erstverheirateten bis zur Gründung einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft im Schnitt 2,4 Jahre ($SD=1,96$). Diejenigen, die mit ihrem späteren Ehepartner zusammenziehen, entscheiden sich zu diesem Schritt insgesamt recht früh im Verlauf der Partnerschaft. Bereits innerhalb des ersten Jahres gründet die Hälfte einen gemeinsamen Haushalt; innerhalb des darauf folgenden Jahres kommen noch einmal 18,9% hinzu. Nach 3 Jahren wohnen dann schon 79,2% der Befragten mit ihrem späteren Ehepartner zusammen. Noch intensiver ist das Muster der rasch erfolgenden Gründung eines gemeinsamen Haushalts bei den Wiederverheirateten und deren Partnern verbreitet, die sich im Durchschnitt nur 1,7 Jahre ($SD=1,71$) dafür Zeit lassen, wobei 73,4% noch im ersten Jahr zusammenziehen.

Die Zeitspanne zwischen der Gründung eines gemeinsamen Haushalts und der Heirat unterscheidet sich für die beiden untersuchten Gruppen nicht maßgeblich und erstreckt sich im Durchschnitt auf drei Jahre ($SD=2,57$), wobei 30,5% der Befragten bereits innerhalb des ersten, 23,5% innerhalb des zweiten und weitere 15,6% innerhalb des dritten Jahres nach dem Zusammenziehen heiraten. Die verbleibenden 30,5% leben länger in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft zusammen, bevor sie sich zu einer Heirat entschließen – in Einzelfällen bis zu 20 Jahre.

Sofern eine Verlobung stattfindet, erfolgt dieser Schritt bei 37,3% der ledig Heiratenden innerhalb des ersten Jahres der Partnerschaft, bei 55,3% innerhalb der beiden ersten und bei 71,3% innerhalb der ersten drei Jahre der Partnerschaft. Durchschnittlich vergehen 2,9 Jahre ($SD=2,23$) bis zur Verlobung. Auch hier sind die Wiederverheirateten und deren Partner „schneller“. Sie verloben sich schon nach durchschnittlich 2,1 Jahren ($SD=1,88$), wobei mit 58,1% eine Mehrheit noch innerhalb des ersten Jahres diesen Schritt vollzieht.

Nach der Verlobung vergehen im Schnitt 1,8 Jahre ($SD=1,72$) bis zur Eheschließung, wobei innerhalb der ersten beiden Jahre 82,1% heiraten. Hier gibt es wiederum keine Unterschiede zwischen ledig Heiratenden und Wiederverheirateten.

Die Befunde weisen auf eine erhebliche Relevanz der Verlobung, sowohl hinsichtlich ihrer Prävalenz unter Erstheiratenden als auch im Hinblick auf ihre subjektive Bedeutung.

Exkurs: Die „Gründung“ einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft als „schleichender Prozess“?

Der Frage, ob es sich bei der „Gründung“ einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft um einen „schleichenden Prozess“ oder um eine klar gefasste Entscheidung handelt, soll an dieser Stelle kurz mit unseren Daten nachgegangen werden.

Gefragt nach den Gründen, warum sie mit ihrem Partner zusammengezogen sind, geben 32,2% der Befragten an, dies habe sich einfach „so ergeben“. Dagegen geben 48,8% mindestens einen konkreten Grund an, der zumeist auch auf einer klaren Kosten-Nutzen Kalkulation beruht. Miet- und Zeitersparnisse sowie das Beziehen einer besseren Wohnung werden hier besonders häufig genannt. Die verbleibenden 19%

geben ausschließlich emotionale Gründe an, die zur Entstehung eines gemeinsamen Haushalts geführt haben. Für diese Gruppe kann mit einiger Plausibilität das Vorliegen eines „schleichenden Prozesses“ ebenfalls unterstellt werden.

Somit kann angenommen werden, dass etwa die Hälfte der vor einer Heirat eingegangenen nichtehelichen Lebensgemeinschaften in Form eines „schleichenden Prozesses“ entstanden sind, während die andere Hälfte infolge einer klar gefassten Entscheidung im eigentlichen Wortsinn „gegründet“ wird.

4.2.2 Wer gründet eine nichteheliche Lebensgemeinschaft und wer verlobt sich vor der Eheschließung?

Der Partnerschaftsverlauf vor der Ehe und damit auch die beiden hier untersuchten Ereignisse, die Gründung einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft und die Verlobung vor der Ehe, sind durch zahlreiche Faktoren beeinflusst. Viele dieser Faktoren konnten in der vorliegenden Studie nicht erfasst werden, so dass die zu erwartende Erklärungsleistung der verwendeten Modelle einschränkt ist. Ziel ist es jedoch, die Effekte der Merkmale Alter, formale Schulbildung, Konfession, Beziehungserfahrungen vor der Ehe und Einstellungen zur Ehe darzustellen.

Das erste hier beschriebene Regressionsmodell ist auf die Frage gerichtet, welche Merkmale Einfluss auf die Wahrscheinlichkeit der Gründung eines gemeinsamen Haushalts vor der Ehe nehmen. Dazu wurde ein binär logistisches Regressionsmodell ($n=754$) berechnet (vgl. Tab. 4), dessen Ergebnisse hier zusammengefasst wiedergegeben werden. Die abhängige Variable ist das Merkmal Kohabitation vor der Ehe mit den Ausprägungen „ja“ (1) und „nein“ (0). Das Gesamtmodell kommt auf ein Pseudo- R^2 (Nagelkerke) von .18 ($p<.001$). Als unabhängige Variable werden die Beziehungsbiografie und die Sinnzuschreibungen zur Heirat untersucht. Daneben sind das Alter, die formale Schulbildung und die Konfessionszugehörigkeit der Befragten integriert. Zusätzlich wird überprüft, ob in der multivariaten Modellierung ein Effekt zwischen Erst- und Wiederverheirateten nachzuweisen ist, nachdem sich hierauf in der bivariaten Analyse keine Hinweise ergaben (vgl. Kap. 4.2.1). Die Beurteilung der einzelnen Prädiktoren erfolgt über den $\text{Exp}(B)$ -Koeffizienten.⁷

7 Dieser gibt an, um welchen Faktor sich die *Chance* der Gründung einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft vor der Eheschließung, angegeben durch das Wahrscheinlichkeitsverhältnis (Odds) P („NEL vor der Ehe“) geteilt durch P („keine NEL vor der Ehe“), verändert, wenn sich die unabhängige Variable um eine empirische Einheit erhöht. Im Falle von dummykodierten Merkmalen erhöht sich der Wert für die unabhängige Variable von 0 auf 1 und entspricht damit dem Wechsel von der Referenz- auf die jeweilige zum Vergleich herangezogene Alternativkategorie.

Tab. 4: Faktoren der Gründung einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft vor der Heirat

Modell	Exp(B)	Sig.
Lebensalter (Ref.: 30 bis 35 Jahre)		
<i>unter 30</i>	0,779	0,354
<i>über 35</i>	0,494	0,013
Schulbildung (Ref.: Realschulabschluss)		
<i>Hauptschulabschluss</i>	0,835	0,613
<i>Abitur</i>	0,776	0,288
Religionszugehörigkeit (Ref.: evangelisch)		
<i>Katholisch</i>	1,385	0,203
<i>Keine</i>	1,266	0,443
<i>Sonstige</i>	0,458	0,071
Wiederverheiratung (Ref. Erst-Ehe)	1,185	0,669
Anzahl Partnerschaften vor Ehe	1,390	0,003
Dauer letzte Beziehung vor Ehe (Ref.: < 3 Jahre)	1,776	0,098
Sinnzuschreibung zur Ehe (Ref.: Cluster 2: Ehe als Institution mit hoher individueller Bedeutung bei liberaler Grundhaltung)		
<i>Cluster 1: Ehe als „nützliche“ Institution</i>	0,901	0,772
<i>Cluster 3: Ehe als bedeutsame traditionelle kirchliche Institution bei konservativer Grundhaltung</i>	0,203	0,000
<i>Cluster 4: Ehe als „sinnentleerte“ Institution</i>	0,825	0,598
Konstante	8,493	0,000
Pseudo-R ² (Nagelkerke)	0,180	0,000

Anmerkungen: binär logistische Regression; abhängige Variable ist „Gründung einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft vor der Eheschließung“ mit 1=ja und 0=nein; n=754

Es zeigt sich, dass eine höhere Anzahl an Beziehungen vor der jetzigen Partnerschaft die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass vor der Heirat zusammengewohnt wurde. Dauerte die letzte Beziehung vor der zum jetzigen Ehepartner länger als drei Jahre, so steigt die Chance eines Zusammenwohnens noch vor der Eheschließung – im Vergleich zu einer Beziehungsdauer von unter 3 Jahren – um das 1,8-fache an. Dem gegenüber lässt sich zwischen den Wiederverheirateten bzw. deren Partnern und den Erstverheirateten kein relevanter Unterschied ausmachen. Anscheinend, so interpretieren wir diese Befunde, erhöht eine größere „Beziehungserfahrung“ in Form der Anzahl bisheriger Partnerschaften die Wahrscheinlichkeit, vor der Ehe in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaften zu leben.

Starke Effekte gehen von den Einstellungen der Befragten aus. Diese werden mit Mustern der Sinnzuschreibung zur Ehe als Ergebnis einer Clusteranalyse erfasst.⁸ Dabei unterscheidet sich vor allem ein Cluster der Sinnzuschreibung zur Ehe deut-

8 Im Rahmen einer Clusteranalyse (n=754) konnten vier Muster der subjektiven Sinnzuschreibung zur Ehe identifiziert werden (vgl. hierzu ausführlich Schneider und Rüger 2007): 1 „Die Ehe als ‚nützliche‘ Institution“ (28,5%); 2 „Die Ehe als Institution mit hoher individueller Bedeutung bei liberaler Grundhaltung“ (22,8%); 3 „Die Ehe als bedeutsame traditionelle kirchliche Institution bei konservativer Grundhaltung“ (23,0%); 4 „Die Ehe als ‚sinnentleerte‘ Institution“ (25,7%).

lich von den übrigen. Liegt eine ausgeprägt konservative Grundhaltung vor, wonach die Ehe als bedeutsame traditionelle kirchliche Institution begriffen wird (Cluster 3), sinkt die Chance einer vorehelichen Kohabitation um fast das 5-fache im Vergleich zur Referenzkategorie, wo der Ehe zwar auch eine hohe Bedeutung bemessen wird, jedoch vor dem Hintergrund einer deutlich liberaleren Grundhaltung.

Das Merkmal Konfessionszugehörigkeit hat insofern einen Effekt, als Befragte, die einer sonstigen, nicht-christlichen, zumeist muslimischen Religionsgemeinschaft angehören – im Vergleich zu den Befragten protestantischer Konfession – eine um den Faktor 2,2 geringere Chance aufweisen, mit ihrem jetzigen Ehepartner vor der Heirat in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft zu leben.

Im Vergleich zu den Befragten der mittleren Altersgruppe (zwischen 30 und 35 Jahren) haben die über 35-Jährigen eine um den Faktor 2 geringere Chance der vorehelichen Kohabitation. Die formale Schulbildung hingegen brachte keine zusätzliche Erklärungsleistung. Die Gründung einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft vor der Ehe ist heute ein allgegenwärtiges, von nahezu allen gesellschaftlichen Gruppen praktiziertes und damit „schwer erklärbares“ Verhaltensmuster. *Nicht* nach diesem Muster verhalten sich hauptsächlich Personen, so lassen sich die Ergebnisse *zusammenfassen*, mit einer ausgeprägt konservativen Einstellung, zum Teil beruhend auf einer nicht-christlichen Glaubensrichtung, die zudem eine eher traditionelle Beziehungsbiografie mit geringer vorehelicher Beziehungserfahrung aufweisen.

Da es sich bei den 754 Befragten um jeweils beide Partner aus 377 Ehen handelt, wurde obiges Modell auch mit 377 Personen berechnet, wobei jeweils ein Partner pro Ehe aufgrund einer Zufallsauswahl in die Stichprobe gelangte. Damit sollte überprüft werden, ob die Tatsache, dass es sich bei den 754 Probanden um 377 Paare handelte, Einfluss auf die Ergebnisse nimmt. Die Berechnungen zeigen, dass es zu keinen wesentlichen Veränderungen in den Ergebnissen kommt. Die Effektstärken der Faktoren sowie die Erklärungsleistung des Gesamtmodells nehmen bei der geringeren Fallzahl tendenziell leicht zu, während die Signifikanz der Befunde leicht abnimmt. Das trifft auch für sämtliche in diesem Beitrag präsentierten Modelle zu. Dies spricht gegen Vermutungen, die von einer Verzerrung der berichteten Befunde infolge der Verwendung von Paardaten („paarweise Bindung der Fälle“) ausgehen.

Zu der zweiten Fragestellung, welche Merkmale Einfluss auf die Wahrscheinlichkeit einer Verlobung nehmen, wurde ein identisches binär logistisches Regressionsmodell ($n=754$) berechnet (vgl. Tab. 5). Die abhängige Variable bildet das Merkmal „Verlobung vor der Heirat“ mit den Ausprägungen „ja“ (1) und „nein“ (0). Das Modell kommt auf ein Pseudo- R^2 (Nagelkerke) von .15 ($p<.001$).

Ein zentraler Effekt auf die Chance einer Verlobung vor der Ehe geht von den Sinnzuschreibungen der Befragten zur Ehe aus, die wiederum mittels der Ergebnisse der bereits dargestellten Clusteranalyse erfasst wurden (vgl. Fußnote 8). Hier zeigt sich, dass diejenigen Befragten, die der Institution Ehe eine hohe Bedeutung zuschreiben und ihre Heirat auch religiös rahmen (Cluster 2 und 3), eher dazu neigen, der Eheschließung eine Verlobung voran zu stellen, als diejenigen Befragten, die mit der Ehe weniger einen religiösen, sondern eher einen am Nutzen orientierten Sinn (Cluster 1) bzw. überhaupt keinen Sinn (Cluster 4) verbinden. So verringert sich die Chance, vor der Ehe verlobt zu sein, unabhängig von den Einflüssen der üb-

rigen Variablen, mit der Zugehörigkeit zu Cluster 4 (Ehe als „sinnentleerte“ Institution) im Vergleich zu Cluster 2 (Ehe als Institution mit hoher individueller Bedeutung bei liberaler Grundhaltung) um nahezu das 2,5-fache.

Ein weiterer bedeutsamer Unterschied ist zwischen Erstverheirateten und Wiederverheirateten bzw. deren Partnern zu verzeichnen. So sinkt die Chance einer Verlobung für die Letztgenannten um den Faktor 0,4 und liegt damit um mehr als die Hälfte niedriger als für die ledig Heiratenden. Mit steigendem Lebensalter verringert sich die Wahrscheinlichkeit einer Verlobung signifikant, die verwendeten Alterskategorien verweisen auf einen linearen Trend. Offenbar ist eine Verlobung eher für Paare jüngeren Alters interessant.

Tab. 5: Faktoren der Verlobung vor der Eheschließung

Modell	Exp(B)	Sig.
Lebensalter (Ref.: 30 bis 35 Jahre)		
<i>unter 30</i>	1,658	0,008
<i>über 35</i>	0,569	0,004
Schulbildung (Ref.: Realschulabschluss)		
<i>Hauptschulabschluss</i>	1,146	0,601
<i>Abitur</i>	1,097	0,585
Religionszugehörigkeit (Ref.: evangelisch)		
<i>Katholisch</i>	0,977	0,897
<i>Keine</i>	1,164	0,491
<i>Sonstige</i>	0,964	0,925
Wiederverheiratung (Ref. Erst-Ehe)	0,442	0,002
Anzahl Partnerschaften vor Ehe	0,984	0,821
Dauer letzte Beziehung vor Ehe (Ref.: < 3 Jahre)	0,951	0,814
Sinnzuschreibung zur Ehe (Ref.: Cluster 2: Ehe als Institution mit hoher individueller Bedeutung bei liberaler Grundhaltung)		
<i>Cluster 1: Ehe als „nützliche“ Institution</i>	0,678	0,080
<i>Cluster 3: Ehe als bedeutsame traditionelle kirchliche Institution bei konservativer Grundhaltung</i>	1,331	0,226
<i>Cluster 4: Ehe als „sinnentleerte“ Institution</i>	0,414	0,000
Konstante	1,639	0,055
Pseudo-R ² (Nagelkerke)	0,152	0,000

Anmerkungen: binär logistische Regression; abhängige Variable ist „Verlobt vor der Eheschließung“ mit 1=ja und 0=nein; n=754

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Wahrscheinlichkeit einer Verlobung zwar davon beeinflusst wird, ob die Ehe religiös gerahmt und ihr eine hohe Bedeutung zugemessen wird oder nicht, ob die betreffenden Personen im „richtigen“ Alter sind und ob sie das erste Mal oder aber erneut heiraten. Die Beziehungsbiografie, die formale Schulbildung und auch die Religionszugehörigkeit der Befragten haben dagegen keinen Effekt auf die Wahrscheinlichkeit einer Verlobung. Insgesamt bewegt sich die Erklärungsleistung des Modells jedoch auf einem eher geringen Niveau.

Diese Befunde werfen die Frage auf, weshalb sich die Verlobten und die Nicht-Verlobten im Hinblick auf die untersuchten Merkmale nur wenig unterscheiden. Eine Antwort könnte lauten, dass die Gruppe der Verlobten in sich nicht homogen, sondern vielmehr heterogen ist. Differenziert man die Gesamtgruppe der Verlobten

danach, ob neben der Verlobung auch eine voreheliche Kohabitation erfolgte, erhält man zwei Subpopulationen. Die erste, „Verlobung und Kohabitation“, umfasst 44% aller Befragten (n=332), die zweite, „Verlobung, ohne Kohabitation“, 9,5% (n=72). Berechnet man obiges Regressionsmodell in identischer Form getrennt für diese beiden Sub-Gruppen (Ergebnisse hier nicht tabellarisch ausgewiesen), lässt sich die Annahme bezüglich der Heterogenität der Gesamtgruppe bestätigen. Darüber hinaus erweist sich die zweite Sub-Gruppe („Verlobung, ohne Kohabitation“) als äußerst *homogen* sowie in hohem Maße *differentiell* im Vergleich zu den übrigen Verlobten. Das für die zweite Sub-Gruppe berechnete Modell kommt mit einem Pseudo-R² (Nagelkerke) von .32 (p=.000) auf eine beachtliche Relevanz. Von besonderem Gewicht erweisen sich dabei die Beziehungsbioografie (bei weniger vorehelichen Partnerschaften und einer kürzeren Dauer der letzten vorehelichen Beziehung steigt die Wahrscheinlichkeit, der Gruppe „Verlobung, ohne Kohabitation“ anzugehören), die Konfessionszugehörigkeit (für Angehörige sonstiger Religionen – zumeist Muslime – steigt die besagte Wahrscheinlichkeit) sowie die Sinnzuschreibung zur Ehe (für diejenigen, die in der Ehe eine bedeutsame traditionelle kirchliche Institution sehen, steigt, für diejenigen, die in der Ehe eine „sinnentleerte“ Institution sehen, hingegen sinkt die angesprochene Wahrscheinlichkeit). Die Frage, welche Personen sich verloben, lässt sich demnach nur für den Fall genauer beantworten, dass die Verlobung nicht mit einer vorehelichen Kohabitation einhergeht. Dies zeigt sich auch daran, dass ein identisches Regressionsmodell für die erstgenannte Sub-Gruppe („Verlobung und Kohabitation“) ein ähnlich niedriges Pseudo-R² (.13; p=.000) ergibt wie das ursprüngliche Modell für die Gesamtgruppe aller Verlobten.

4.2.3 Verlaufsmuster der Partnerschaft bis zur Ehe

Noch vor einigen Jahrzehnten dürfte ein Verlaufsmuster der Partnerschaftsbioografie dominiert haben, wonach die Paare sich zunächst verlobten, dann heirateten und erst danach zusammenzogen und Kinder bekamen (im Hinblick auf Kohabitation vgl. Tab. A 2 im Anhang). Durch Kombination der zentralen Übergänge vor der Ehe, Verlobung und Kohabitation, soll geprüft werden, welche Muster heute dominieren. Die Analyse erbringt vier Verlaufsmuster, die im Folgenden kurz dargestellt werden (vgl. Tab. 6).

Tab. 6: Typen von Verlaufsmustern der Partnerschaft bis zur Ehe (in %)

Typen	Erstverheiratete	Wiederverheiratete/ deren Partner	Gesamt
1 „Verlobung, ohne Kohabitation“	10,8	1,9	9,5
2 „Verlobung und Kohabitation“	46,9	26,9	44,0
3 „Weder Verlobung noch Kohabitation“	5,6	9,3	6,1
4 „Kohabitation, ohne Verlobung“	36,7	62,0	40,3
Gesamt	100	100	100

Quelle: VoM-Daten

Dem ersten, traditionellen Muster, wonach der Partnerschaftsverlauf durch eine Verlobung ohne voreheliches Zusammenwohnen gekennzeichnet ist, folgt knapp je-

der zehnte Partnerschaftsverlauf, wobei es hauptsächlich bei ledig Heiratenden vorzufinden ist. Das zweite Muster, das bei 46,9% der Erstverheirateten anzutreffen ist, ist durch Verlobung und Kohabitation vor der Ehe charakterisiert. Dabei erfolgt die Gründung eines gemeinsamen Haushalts in der Regel zeitlich vor der Verlobung, in lediglich 12% der Fälle verloben sich die Partner vor dem Zusammenziehen. Auch dieses zweite Muster spielt bei den Wiederverheirateten und deren Partnern mit 26,9% eine vergleichsweise untergeordnete Rolle. Das dritte Verlaufsmuster, weder verlobt noch vor der Heirat zusammengewohnt, trifft für 6,1% der heiratenden Probanden zu. 40,3% der Befragten folgen schließlich der vierten Form, bei der die Partner vor der Eheschließung in einem gemeinsamen Haushalt zusammen lebten ohne sich zu verloben. Diese Form ist charakteristisch für Wiederverheiratungen, deren Partnerschaftsverlauf bis zur Heirat bei annähernd zwei Dritteln (62%) diesem Muster folgt.

Wird die voreheliche Konzeption als weiterer bedeutsamer Übergang mit einbezogen, fällt auf, dass fast 40% der Partnerschaftsverläufe von Erst-Ehen einem Muster folgen: Danach ziehen die Paare vor der Heirat zusammen, verloben sich nach einiger Zeit und heiraten, ohne dass zu diesem Zeitpunkt eine Schwangerschaft vorliegt. Ähnlich häufig ist ein zweites Muster zu beobachten, dem fast jeder dritte Partnerschaftsverlauf vor der Ehe folgt: Das Paar wohnt zusammen, verlobt sich nicht und es liegt ebenfalls keine Schwangerschaft bei der Heirat vor. Daneben sind weitere Formen des Partnerschaftsverlaufs vor der Ehe zu beobachten, ihnen ist aber jeweils nur ein kleiner Anteil der Partnerschaftsverläufe zuzurechnen.

Insgesamt, so können diese Ergebnisse interpretiert werden, hat das eingangs angesprochene traditionelle Standardmuster seine ehemals dominante Bedeutung verloren. An seine Stelle ist aber keine bunte Vielfalt verschiedenartiger Verläufe getreten, sondern es haben sich zwei neue Muster etabliert, denen mit über 70% die große Mehrzahl der Partnerschaftsverläufe bis zur Eheschließung folgt.

Welche Individuen folgen nun welchem Muster? Versucht man diese Frage unter Einbezug der soziodemografischen Standardmerkmale Alter, Bildung und Religionszugehörigkeit zu beantworten, fällt zunächst auf, dass die Verlobten mit 28 Jahren im Mittel signifikant jünger sind als die Nicht-Verlobten mit 31 Jahren ($\eta^2=.25$; $p=.000$). Dieser Befund korrespondiert offensichtlich mit der oben beschriebenen Zusammensetzung nach Erst- und Wiederverheirateten.

Auffällig im Hinblick auf das Merkmal Religionszugehörigkeit zeigen sich vor allem die Verlobten ohne Kohabitation. Unter ihnen finden sich mit 13,2% erheblich weniger Konfessionslose als unter allen Befragten (21,4%) und mit 18,4% erheblich mehr Angehörige sonstiger Konfessionen (zumeist Muslime) als dies unter allen Befragten der Fall ist (4,9%).

Ein Vergleich der Anteile der formalen Bildungsgruppen in den vier Verlaufsmustern legt den Schluss nahe, dass sich die verschiedenen Bildungsgruppen nicht maßgeblich in ihren Partnerschaftsbiografien bis zur Ehe unterscheiden. Dieses Ergebnis ist auch mit Blick auf den eingangs beschriebenen Bildungsbias der Stichprobe von Relevanz.

Differenziert nach der vorehelichen Partnerschaftsdauer ergibt sich ein eindeutiges Bild ($\eta^2=.16$; $p=.000$). Kommen diejenigen, die sich vor der Ehe verlobten und

nicht zusammen wohnten, auf eine Partnerschaftsdauer von lediglich 3,5 Jahren, liegt der gleiche Wert für diejenigen, die in einer vorehelichen Lebensgemeinschaft lebten, ohne sich zu verloben (Typus 4), mit 5,2 Jahren spürbar höher. Noch deutlicher sind die Unterschiede im Hinblick auf das Vorliegen einer vorehelichen Schwangerschaft. Die Verlobten ohne voreheliche Kohabitation weisen mit 6,4% eine stark unterdurchschnittliche Schwangerenquote zum Zeitpunkt der Heirat auf. Dies kann als eine Befolgung traditionalistischer Normen gedeutet werden, wonach eine voreheliche Schwangerschaft ebenso abgelehnt wird wie ein Zusammenleben vor dem Termin der Eheschließung. Daneben scheint die mit 24,1% weit über dem Durchschnitt liegende Schwangerschaftsquote derjenigen, die weder verlobt waren noch zusammen wohnten auf eine ungeplante Schwangerschaft als Anlass zur raschen Heirat zu verweisen.

Auch im Hinblick auf die vorehelichen Beziehungserfahrungen sind deutliche Unterschiede zwischen den Angehörigen der unterschiedlichen Verlaufsmuster erkennbar. 61,5% der Verlobten ohne Kohabitation heirateten den ersten Partner, mit dem sie eine längere Beziehung eingegangen sind. Unter den übrigen Befragten tun dies lediglich 28%.

4.2.4 Faktoren der Partnerschaftsdauer bis zur Heirat

Im folgenden letzten Analyseschritt geht es darum, die Varianz der Partnerschaftsdauer bis zur Eheschließung zu erklären. Welche Faktoren führen eher zu einer Verlängerung der vorehelichen Partnerschaft und welche tragen zu einer frühen Heirat bei?

Das Gesamtmodell ($n=754$) der linearen OLS-Regression zur Dauer zwischen dem Beginn der Partnerschaft und der Heirat (vgl. Tab. 7) kommt auf ein R^2 von .54 ($p<.001$). Untersucht wurden die Einflüsse der biografischen Platzierung, der beziehungsbiografischen Erfahrungen, zentraler Übergänge des Partnerschaftsverlaufs, der Sinnzuschreibungen zur Heirat sowie der Einkommenssituation der Partnerin, unter Kontrolle der soziodemografischen Merkmale Bildung und Konfessionszugehörigkeit. Darüber hinaus wurde überprüft, ob sich der oben berichtete Unterschied zwischen Erstverheirateten und Wiederverheirateten bzw. deren Partnern im multivariaten Modell bestätigen lässt.⁹

9 Das Merkmal „Lebensalter“ ist, aufgrund des Designs der Studie, hoch korreliert mit dem Merkmal „Heiratsalter“. Die Variable „Heiratsalter“ würde, bei Kenntnis des Alters zu Beginn der ehelichen Partnerschaft, die Zielvariable „Partnerschaftsdauer bis zur Eheschließung“ per definitionem perfekt erklären („Selbsterklärung“). Daher wird das Merkmal „Lebensalter“ nicht in das Modell aufgenommen, das Alter zu Beginn der ehelichen Partnerschaft jedoch aus inhaltlichen Gründen in das Modell integriert. Es ist zu vermuten, dass die Dauer der zu erklärenden Phase auch von deren individuellen biografischen Platzierung abhängt. Ein methodisches Problem ist aus diesem Vorgehen unseres Erachtens nicht zu erwarten, da das Ende der untersuchten Phase empirisch nicht fixiert, sondern vielmehr eine erhebliche Varianz bezüglich des Heiratsalters ($SD=6,39$) festzustellen ist. Um die generell höheren Ausprägungen der Wiederverheirateten und deren Partnern beim Alter zu Beginn der ehelichen Partnerschaft zu kontrollieren, wurde ein Interaktionsterm zu diesen beiden Merkmalen integriert.

Tab. 7: Faktoren der Partnerschaftsdauer bis zur Heirat

Modell	B	Beta	Sig.
Religionszugehörigkeit (Ref.: evangelisch)			
<i>Katholisch</i>	0,281	0,041	0,162
<i>Keine</i>	0,528	0,064	0,027
<i>Sonstige</i>	-0,053	-0,003	0,899
Schulbildung (Ref.: Realschule)			
<i>Hauptschule</i>	0,070	0,007	0,806
<i>Gymnasium</i>	0,206	0,031	0,267
Anzahl Partnerschaften vor der Ehe	0,103	0,038	0,193
Dauer letzte Beziehung vor der Ehe (Ref.: weniger als 3 Jahre)			
<i>Mehr als 3 Jahre</i>	0,194	0,024	0,412
Wiederverheiratung (Ref.: Erst-Ehe)			
<i>Ja</i>	-0,606	-0,063	0,046
Verlobung (Ref.: nein)			
<i>Ja</i>	-0,643	-0,095	0,000
Gründung nichteheliche Lebensgemeinschaft (Ref.: nein)			
<i>Ja</i>	0,885	0,096	0,000
Einkommen der Partnerin (Ref.: mittel)			
<i>Niedrig</i>	0,167	0,025	0,430
<i>Hoch</i>	0,771	0,100	0,001
Sinnzuschreibung zur Ehe (Ref.: Cluster 2: Ehe als Institution mit hoher individueller Bedeutung bei liberaler Grundhaltung)			
<i>Cluster 1: Ehe als „nützliche“ Institution</i>	-0,190	-0,026	0,441
<i>Cluster 3: Ehe als bedeutsame traditionelle kirchliche Institution bei konservativer Grundhaltung</i>	-0,035	-0,004	0,894
<i>Cluster 4: Ehe als „sinnentleerte“ Institution</i>	0,008	0,001	0,976
Alter zu Beginn der ehelichen Partnerschaft	-1,153	-2,224	0,000
Interaktionsterm: <i>Wiederverheiratung</i> × <i>Alter zu Beginn der ehelichen Partnerschaft</i>	0,016	2,017	0,000
Konstante	18,78		0,079
R ²	.537		0,000

Anmerkungen: Lineare OLS-Regression; abhängige Variable ist Partnerschaftsdauer bis Heirat (in Jahren); n=754

Als ein zentrales Ergebnis lässt sich festhalten, dass die Dauer der Phase zwischen dem Beginn der Partnerschaft und der späteren Heirat stark von ihrer individuellen biografischen Platzierung abhängt. Je früher diese Phase im Lebensverlauf beginnt, desto länger dauert sie.

Unabhängig von der biografischen Platzierung der vorehelichen Partnerschaft, führt die Gründung einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft zu einer Verlängerung, eine Verlobung dagegen zu einer Verkürzung der Partnerschaftsdauer bis zur Heirat.

Befindet sich die spätere Ehefrau in einer höheren beruflichen Position mit einem höheren Einkommen, führt dies zu einer Verlängerung der vorehelichen Partnerschaft. Möglicherweise hat die Ehe für diese Frauen eine geringere Attraktivität und damit einen geringeren „pull-Effekt“. Ähnliches scheint auch für Konfessionslose zu gelten, die, unabhängig von allen übrigen untersuchten Merkmalen, durchschnitt-

lich ein halbes Jahr länger vor der Eheschließung unverheiratet zusammen sind als die Referenzkategorie der Protestanten.

Obiger Befund, wonach Wiederverheiratete bzw. deren Partner nach dem Beginn der Beziehung weniger Zeit bis zur (erneuten) Heirat verstreichen lassen, bestätigt sich auch hier im Rahmen der multivariaten Analyse. Der geschätzte Effekt, der dadurch entsteht, dass man selbst bzw. der Partner nicht zum ersten Mal heiratet, lässt sich als eine Verkürzung der Partnerschaftsdauer von gut einem halben Jahr ausdrücken.

Die Sinnzuschreibung zur Ehe, die voreheliche Beziehungserfahrung sowie die formale Schulbildung haben im vorliegenden Modell keinen unmittelbaren Einfluss auf die Zielvariable.

5. Diskussion

Die Analysen der Beziehungs- und der Partnerschaftsbiografie von Angehörigen der Eheschließungskohorte 1999-2005 zeigen, dass die Ehepartner heute mehr Beziehungs- und Partnerschaftserfahrung in die Ehe einbringen als die Angehörigen früherer Heiratskohorten. Sie zeigen aber auch, dass annähernd zwei von drei ledigen Eheschließenden ihren ersten oder ihren zweiten Partner heirateten und die Hälfte nur maximal zwei kurze Beziehungen vor ihrem späteren Ehepartner hatten. Hier kann von einem ausgeprägten Wandel nicht gesprochen werden.

Mit Bezug auf die Partnerschaftsverläufe ist festzuhalten, dass sich die Mehrzahl der Paare auf dem Weg in die Ehe verlobt und sich Kohabitation in dem bekannten Umfang zum Regelfall im Partnerschaftsverlauf entwickelt hat. Bemerkenswert ist, dass die formale Schulbildung bei keiner der untersuchten Variablen erklärungskräftig war und offenkundig beim Verlauf der Partnerschaft bis zur Heirat eine weitgehende Angleichung zwischen den Bildungsgruppen stattgefunden hat. Bedeutsame Unterschiede hingegen bestehen bei den Wertorientierungen und der Religionszugehörigkeit. Während sich die Partnerschaftsverläufe von Katholiken, Protestanten und Konfessionslosen eher ähneln als unterscheiden, sind die Partnerschaftsverläufe von Angehörigen anderer Glaubensgemeinschaften im Vergleich dazu stark different. Ihre Partnerschaften bis zur Heirat sind kürzer und weisen weniger voreheliche Übergänge auf. Individuen, die eine starke religiöse Orientierung aufweisen und denen die Ehe als Institution wichtig ist, neigen signifikant häufiger dazu, erst nach der Hochzeit mit ihrem Ehegatten zusammenzuziehen. Auch tendieren sie dazu, sich häufiger zu verloben. Neben den Effekten, die aus den unterschiedlichen Wertorientierungen resultieren, fallen nur die Effekte ins Gewicht, die sich aus dem Umstand ergeben, ob es sich um eine Erst- oder eine Wiederheirat handelt. Ledige Eheschließende verloben sich signifikant häufiger und heirateten, bezogen auf die Partnerschaftsdauer bis zur Eheschließung, später als Wiederheiratende.

Die Befunde zu den Partnerschaftsverläufen verdeutlichen, dass weniger eine bunte Vielfalt, als vielmehr zwei typische Verläufe den Weg in die Ehe kennzeichnen. Fast 40% der Partnerschaftsverläufe sind dadurch charakterisiert, dass die Paa-

re vor der Heirat zusammenwohnen, sich verloben und heiraten, ohne dass zu diesem Zeitpunkt eine Schwangerschaft vorliegt. Weitere rund 30% der vorehelichen Partnerschaftsverläufe sind durch Kohabitation gekennzeichnet, wobei die Heirat erfolgt, ohne dass sich die Partner vorher verlobt haben und auch keine Schwangerschaft eingetreten war.

Die hier berichteten Befunde basieren auf Daten, deren Gültigkeit durch den Bildungsbias der Stichprobe eingeschränkt sein kann. Der Effekt der Schulbildung erscheint jedoch im Hinblick auf die hier untersuchten Fragestellungen insgesamt gering und nicht systematisch zu sein. Dennoch sind kleinere Verzerrungen der Ergebnisse bei der empirischen Verbreitung einzelner Verlaufsmuster nicht völlig auszuschließen.

Die hier vorgenommene Analyse der Partnerschaftsverläufe erfolgte mit Daten von jeweils beiden Partnern aus 377 Ehen, die hier als unabhängige Individualdaten ausgewertet wurden. Dieses Vorgehen stellt u. E. eine sinnvolle Annäherung an den Untersuchungsgegenstand dar. Allerdings besteht weiterer Forschungsbedarf, insbesondere im Hinblick auf die theoretische Modellierung und empirische Analyse partnerschaftlicher Entscheidungsprozesse (vgl. Stein 2006). Dies scheint vor allem deshalb weiterführend, da davon ausgegangen werden kann, dass wechselseitige Beeinflussungen und Konstellationseffekte bestehen, also die Entscheidung eines Partners nicht unabhängig ist von Merkmalen des anderen Partners. Der Effekt bestimmter Personmerkmale (z.B. formale Schulbildung) auf den Partnerschaftsverlauf ist abhängig von der Ausprägung der Personmerkmale des Partners bzw. der Partnerin. Gerade im Fall von Bildungs- oder Altersheterogamie ist anzunehmen, dass Alters- oder Bildungsunterschiede in Abhängigkeit vom Geschlecht differenzielle Effekte im Hinblick auf den Partnerschaftsverlauf zeigen.

Der Weg in die Ehe, darauf verweisen die hier dargestellten Befunde, befindet sich derzeit in einer ambivalenten Situation zwischen traditionellen Normen und neuen sozialen und ökonomischen Realitäten. Mit dieser Ambivalenz lässt sich die gegenwärtige Diversität der Beziehungsbiografien ebenso begründen wie das Vorliegen von zwei Standardmustern, denen die Mehrzahl der vorehelichen Partnerschaftsverläufe zugerechnet werden kann.

Literatur

- Abraham, Martin (2003). Die Stabilisierung von Partnerschaften durch bilaterale Investitionen. Das Beispiel der Unternehmensbesitzer. *Zeitschrift für Soziologie*, 32, 1, S. 50-69.
- Beck, Ulrich und Beck-Gernsheim, Elisabeth (1990). *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1998). *Was kommt nach der Familie?* München: Beck.
- Blossfeld, Hans-Peter & Timm, Andreas (Eds) (2003). *Who marries whom? Educational systems as marriage markets in modern societies. A comparison of thirteen countries*. Dordrecht: Kluwer Academic Publishers (European Studies of Population).
- Brüderl, Josef & Dieckmann, Andreas (1994). Bildung, Geburtskohorte und Heiratsalter. Eine vergleichende Untersuchung des Heiratsverhaltens in Westdeutschland, Ostdeutschland und den Vereinigten Staaten. *Zeitschrift für Soziologie*, 23, 1, S. 56-73.
- Brüderl, Josef & Klein, Thomas (2003). Die Pluralisierung partnerschaftlicher Lebensformen in Westdeutschland 1960-2000. In: Bien, Walter und Marbach, Jan H. (Hrsg.), *Partner-*

- schaft und Familiengründung*. Ergebnisse der 3. Welle des Familiensurvey. Opladen: Leske + Budrich, S. 189-217.
- Dekker, Arne & Matthiesen, Silja (2004). Beziehungsformen im Lebenslauf dreier Generationen. *Zeitschrift für Familienforschung*, 16, 1, S. 38-55
- Engstler, Heribert und Menning, Sonja (2003). *Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik*. Hrsgg. vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Berlin: BFSFJ.
- Esser, Hartmut (2002). In guten wie in schlechten Tagen? Das Framing der Ehe und das Risiko zur Scheidung. Eine Anwendung und ein Test des Modells der Frame-Selektion. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 54, 1, S. 27-63.
- Grünheid, Evelyn (2006). Die demographische Lage in Deutschland 2005. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 31, 1, S. 3-104.
- Helfferich, Cornelia et al. (2001). *frauen leben. Eine Studie zu Lebensläufen und Familienplanung im Auftrag der BZgA*. Köln: BzGA.
- Hill, Paul B. & Kopp, Johannes (2000). Entwicklungstendenzen, Erklärungsansätze und Forschungsbefunde zum Heiratsverhalten. In: Ulrich Mueller, Bernhard Nauck & Andreas Diekmann (Hrsg.), *Handbuch der Demographie 2. Anwendungen*. Berlin: Springer, S. 958-979.
- Hill, Paul B. & Kopp, Johannes (2001). Strukturelle Zwänge, partnerschaftliche Anpassung oder Liebe – einige Überlegungen zur Entstehung enger affektiver Beziehungen. In: Thomas Klein (Hrsg.), *Partnerwahl und Heiratsmuster. Sozialstrukturelle Voraussetzungen der Liebe*. Opladen: Leske + Budrich, S. 11-33.
- Huinink, Johannes (2000). Bildung und Familienentwicklung im Lebensverlauf. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 3, 2, S. 209-227.
- Klein, Thomas und Lengerer, Andrea (2001). Gelegenheit macht Liebe – die Wege des Kennenlernens und ihr Einfluss auf die Muster der Partnerwahl. In: Thomas Klein (Hrsg.), *Partnerwahl und Heiratsmuster. Sozialstrukturelle Voraussetzungen der Liebe*. Opladen: Leske + Budrich, S. 265-286.
- Lazarsfeld, Paul F. & Merton, Robert K. (1954). Friendship as a social process: A substantive and methodological analysis. In: Morroe Berger, Theodore Abel & Charles Page (Eds), *Freedom and control in modern society*. New York: Van Nostrand, pp. 18-66.
- Lenz, Karl (2003). *Soziologie der Zweierbeziehung*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Levy, René (1996). Towards a theory of life course institutionalisation. In: Ansgar Weymann & Walter R. Heinz (Eds), *Society and biography*. Weinheim: Deutscher Studien Verlag, pp. 83-108.
- Nave-Herz, Rosemarie, Matthias-Bleck, Heike & Sander, Dirk (1996). Zeitgeschichtliche Veränderungen im Phasenablaufprozeß bis zur Eheschließung – Die heutige Bedeutung der Verlobung. In: Hans-Peter Buba & Norbert F. Schneider (Hrsg.), *Familie: zwischen gesellschaftlicher Prägung und individuellem Design*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 231-244.
- Oppenheimer, Valerie K. (1988). A theory of marriage timing. *American Journal of Sociology*, 94, 3, pp. 563-591.
- Rupp, Marina (1999). *Die nichteheliche Lebensgemeinschaft als Bindungsphase*. Hamburg: Kovač.
- Schmidt, Gunter, Matthiesen, Silja, Dekker, Arne & Starke, Kurt (2006). *Spätmoderne Beziehungswelten*. Wiesbaden: VS.
- Schneewind, Klaus A. et al. (1992). *Optionen der Lebensgestaltung junger Ehen und Kinderwunsch*. Stuttgart: Kohlhammer (Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie und Senioren, Band 9).
- Schneewind, Klaus A. et al. (1996). *Optionen der Lebensgestaltung junger Ehen und Kinderwunsch*. Stuttgart: Kohlhammer (Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Band 128.1).

- Schneider, Norbert F. & Rüger, Heiko (2007). Value of Marriage. Der subjektive Sinn der Ehe und die Entscheidung zur Heirat. *Zeitschrift für Soziologie*, 36, 2, S. 131-152
- Statistisches Bundesamt (Hrsg.) (2004). *Fachserie 1, Reihe 1.1 Natürliche Bevölkerungsbewegung*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Stein, Petra (2006). Entwicklung eines Modells zur Analyse von Entscheidungsprozessen und Anwendung auf Fertilitätsentscheidungen in Partnerschaften. http://soziologie.uni-duisburg-essen.de/personen/stein/DFG-Antrag_Netz.pdf <17.03.2008>.
- Vaskovics, Laszlo A. & Rupp, Marina (1995). *Partnerschaftskarrieren. Entwicklungspfade nicht-ehelicher Lebensgemeinschaften*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Eingereicht am/Submitted on: 12.09.2007

Angenommen am/Accepted on: 17.04.2008

Anschrift der Autoren/Address of the authors:

Prof. Dr. Norbert F. Schneider
Heiko Rüger, M.A.

Johannes Gutenberg-Universität Mainz
FB 02 Sozialwissenschaften, Medien und Sport
Institut für Soziologie
Colonel-Kleinmann-Weg 2
D-55099 Mainz

E-mail: norbert.schneider@uni-mainz.de

Anhang

Tab. A 1: Die Mittelwerte der Einstellungs-Items nach Sinnzuschreibungs-Cluster

Items	Cluster				Gesamt
	1	2	3	4	
Die Ehe ist eine Bindung auf Lebenszeit	1,86	1,59	1,53	2,51	1,90
Die standesamtliche Heirat ist heutzutage völlig ausreichend	1,58	3,92	3,25	1,77	2,55
Wer Kinder haben will, sollte heiraten	2,20	2,86	2,0	4,06	2,79
Zu einem erfüllten Leben gehört für mich eine Ehe	2,06	1,73	1,83	3,69	2,36
Die Ehe dient der finanziellen und rechtlichen Absicherung	2,34	3,26	3,05	3,35	2,98
Die Ehe sollte auch Paaren gleichen Geschlechts offen stehen	1,75	1,63	4,35	1,99	2,39
Unverheiratete Paare sollten verheirateten Paaren rechtlich gleichgestellt werden	2,51	2,26	4,12	2,25	2,76
Die Ehe ist eine unverzichtbare gesellschaftliche Einrichtung	2,43	2,72	2,17	3,80	2,79

Anmerkungen: Ergebnisse aus Clusteranalyse (Ward-Verfahren mit anschließender K-means-Optimierung); die Antwortskala reicht von 1 „volle Zustimmung“ bis 5 „volle Ablehnung“; Clusterbezeichnungen siehe Text; n=754

Tab. A 2: Voreheliche Kohabitation und kirchliche Heiraten nach Heiratskohorten

Heiratskohorte	N	Anteil (in %) der Befragten der unterschiedlichen Heiratskohorten, die im Jahr vor der Heirat schon zusammengelebt hatten	Anteil (in %) kirchliche Heiraten
1995-2000	884	68,6	45,0
1990-1994	886	59,1	51,0
1985-1989	992	52,9	54,6
1980-1984	1031	43,4	60,2
1975-1979	824	30,8	63,4
1970-1974	752	19,0	69,2
1965-1969	585	9,6	78,3

Quelle: DJI-Familiensurvey 2000, eigene Berechnungen

Nina Jakoby

Kontakte mit Nichten und Neffen –

Eine empirische Analyse von vernachlässigten Verwandtschaftsbeziehungen

Contacts with nieces and nephews – An empirical analysis of neglected kin relationships

Zusammenfassung

Dieser Beitrag untersucht die Häufigkeit der sozialen Kontakte von Onkeln und Tanten mit ihren Nichten und Neffen. Damit wird eine Verwandtschaftskategorie analysiert, die in der Familiensoziologie eine fast vergessene Thematik ist. Auf der Grundlage eines theoretischen Modells und einer daran anschließenden empirischen Analyse mit Daten des ISSP 2001 (Social Networks II) werden die Determinanten der Kontakthäufigkeit mit Nichten und Neffen analysiert. Die Ergebnisse zeigen, dass eine Vielzahl der Befunde zu den klassischen Determinanten verwandtschaftlicher Interaktionen (z.B. Geschlecht, sozialer Status, Kinderlosigkeit) nicht repliziert werden kann. Eine stärkere Berücksichtigung der Familienbiographie sollte Ziel einer zukünftigen soziologischen Verwandtschaftsforschung sein.

Schlagworte: Verwandtschaft, Nichten und Neffen, erweiterte Familie, Kontakthäufigkeit, Forschungsstand

Abstract

This article predicts the frequency of aunts' and uncles' contacts with their nieces and nephews. I develop a new theoretical framework to explain differences in contact frequency, using data from ISSP 2001 (Social Networks II). The empirical results reveal that classic variables (e.g. gender, social status, childlessness) have no influence on contact frequency with nieces and nephews, contrary to existing literature. Future studies would benefit from biographical predictors in understanding these important and understudied family relationships.

Key words: kinship, nieces and nephews, extended family, contact frequency, review of literature

1. Einleitung

„Familie scheint für die meisten Autoren bei den Großeltern zu enden: der weitere Familienkreis geht in die wissenschaftlichen Analysen nur sporadisch und anekdotisch ein (...) wiewohl eine gründlichere Aufarbeitung dieses Bereichs zu wünschen wäre“ (Kaiser 1993, 151).

Beeinflusst von der modernisierungstheoretischen These der Isolation der Kernfamilie (Parsons 1943), die den Bedeutungs- und Funktionsverlust von Verwandtschaft in der modernen Gesellschaft postuliert, sind Verwandtschaftsbeziehungen, die über die Kernfamilie hinausgehen, ein familiensoziologisches Forschungsdesiderat. Man kann zu Recht Verwandtschaft als „vernachlässigtes Thema“ der Soziologie bezeichnen (Wagner & Schütze 1998).

Die Kernfamilie hat in unserer Gesellschaft und in dem speziellen Feld der Familiensoziologie eine herausragende Stellung – was verschiedene wissenschaftliche Studien zu den Beziehungen zwischen Herkunfts- und Zeugungsfamilie belegen (z.B. Rossi & Rossi 1990, Szydluk 2000) – sodass die Beziehungen zum erweiterten Familienkreis (Nichten und Neffen, Onkel und Tanten, Cousins und Cousinen) von der Theoriebildung und empirischen Analyse weitgehend ignoriert werden. Kontakte, emotionale Bindungen und Austausch von Unterstützungsleistungen innerhalb der erweiterten Familie sind insgesamt wenig erforschte Themengebiete.

Diese traditionelle Fokussierung auf intergenerationale Beziehungen verdeckt nach Walker u.a. (2005, 167) die Diversität des Familien- und ‚Verwandtschaftslebens‘. Johnson (2000a) stellt eine Hierarchie der Interessen fest, in der die Eltern-Kind-Beziehung die dominierende Beziehung innerhalb der (familien-)soziologischen Forschung ist – mit folgenschwerer Konsequenz für weitere Familienbeziehungen: „The roles of siblings and secondary relatives, such as (...) cousins, nieces, nephews, are barely of passing interest to most family researchers“ (Johnson 2000a, 143). Marbach (1998, 92) bestätigt dies und stellt fest, dass „Verwandtschaft selbst weder theoretisch noch empirisch zu einem eigenständigen Gegenstand soziologischer Forschung geworden ist.“

Somit fehlen in Deutschland Studien, die schwerpunktmäßig den erweiterten Familienkreis (Nichten/Neffen, Onkel/Tanten und Cousins/Cousinen) untersuchen. Unter dem Stichwort *kinship diversity* findet in den USA eine thematisch breitere Diskussion über Verwandtschaft statt. Zu nennen sind Themenschwerpunkte wie Verwandtschaftsbeziehungen und Gender (Johnson 2000a), interkulturelle Vergleiche von Verwandtschaftsbeziehungen (Stack 1974, Roschelle 1997) sowie Verwandtschaftsbeziehungen und -konstruktionen von homosexuellen Menschen (Demo & Allan 1996, Weston 1991). Aber auch in den USA wird auf die Vernachlässigung des erweiterten Familienkreises hingewiesen (vgl. insbesondere Johnson 2000a,b, Walker u.a. 2005, Matthews 2005).

In der gegenwärtigen soziologischen Diskussion werden verschiedene Gründe für diese Situation angeführt. Zu nennen ist insbesondere die Stellung der Kernfamilie und der Bedeutungsverlust von Verwandtschaft, der auf die Thesen von Parsons (1943) und Durkheim (1921) zurückführt. Generationenbeziehungen werden allgemein als wichtiger angesehen als horizontale Verwandtschaftsbeziehungen (Bundesministerium für Familie und Senioren 1994, Nave-Herz 1998). Als Gründe hierfür werden u.a. die komparativen Vorteile für die Vermittlung wesentlicher Elemente der primären Sozialintegration und sozialen Unterstützung der Eltern-Kind-Beziehung im Vergleich zur Seitenverwandtschaft angesehen (vgl. Diewald 1998, 184). Als spezifische Ursache für das Defizit in der amerikanischen Familiensoziologie nennt Johnson (2000a, 139) u.a. die Annahme, dass Verwandte eine eher untergeordnete Rolle für die Kernfamilie spielen, mit Ausnahme von „sentimental or

identificational bonds“. Darüber hinaus, so fassen Schütze und Wagner (1998, 13) zusammen, tragen Verwandtschaftsbeziehungen mit ihrem uneindeutigen, intermediären Status „zwischen institutionalisierter Familienbeziehung und frei gewählten Freundschaften“ offenbar nichts zur Lösung sozialer und individueller Probleme bei.

Die vorliegende Untersuchung konzentriert sich auf Nichten und Neffen und damit auf Verwandtschaftstypen, die zu dem erweiterten Familienkreis gezählt werden. Bisher erfolgte die Analyse dieser Beziehungen primär im Kontext der gerontologischen Forschung und fokussierte vor allem die Ebene der instrumentellen und emotionalen Unterstützungsleistungen von Nichten und Neffen für ihre älteren Familienangehörigen. Eine Untersuchung der Beziehung zu Nichten und Neffen auf der Ebene der Kontakthäufigkeit im Erwachsenenalter hat bisher noch nicht stattgefunden.

In dem Beitrag wird zunächst die demographische Entwicklung und ihre Auswirkungen auf die biologischen Verwandtschaftsnetzwerke skizziert. Daran anschließend wird der theoretische und empirische Forschungsstand der Nichten- und Neffenbeziehung dokumentiert. Darüber hinaus soll innerhalb eines theoretischen Rahmens ein Modell die Frage nach den Determinanten der Kontakte mit Nichten und Neffen beantworten und empirisch prüfbar Hypothesen aufstellen. Ausgangspunkt ist die Theorie der rationalen Wahl. Hieran schließt sich eine Untersuchung über die Determinanten der Kontakte mit Nichten und Neffen an. Datengrundlage ist das *International Social Survey Programme* (ISSP 2001, Social Networks II). Nach der Darstellung der Ergebnisse erfolgt eine kritische Zusammenfassung und ein Ausblick auf eine zukünftige Verwandtschaftsforschung.

2. Zu den Folgen des demographischen Wandels

Die Existenz von Geschwistern ist Voraussetzung für die vielfältigen Beziehungen zum erweiterten Familienkreis. In einer Gesellschaft, in der es keine Geschwister gibt, sind folglich auch keine weiteren verwandtschaftlichen Beziehungen vorhanden. Aus der Perspektive Egos sind Geschwister Voraussetzung für Beziehungen zu Nichten und Neffen.

Postmoderne Verwandtschaftsstrukturen sind durch demographische Veränderungen, insbesondere das gestiegene Lebensalter und das niedrige Fertilitätsniveau, verursacht. Die höhere Lebenserwartung führt zu einer intergenerationalen Ausdehnung des modernen Verwandtschaftssystems. Es gibt mehrere Generationen in einer Familie, da die Menschen immer älter werden (vgl. Uhlenberg 1996, Bengtson 2001). Dieses Merkmal wird als *Vertikalisierung* der Familienstruktur bezeichnet (Knipscheer 1987, Bengtson u.a. 1990). Bengtson u.a. (1990) bezeichnen diese Familienstruktur als *beanpole-family*. Es ist eine Familienstruktur, die lang und dünn ist, d.h. mehrere Familiengenerationen leben gleichzeitig, jedoch mit weniger kollateralen Verwandten.

Der seit Mitte der 1960er Jahren einsetzende Geburtenrückgang hat entscheidende Auswirkungen auf die Anzahl und Typen der biologischen, formalen Verwandtschaft. Im Jahr 2004 betrug die zusammengefasste Geburtenziffer 1,36 Kinder pro Frau (vgl. Statistisches Bundesamt 2006). Hinter dem Rückgang der endgültigen Kinderzahl verbergen sich jedoch verschiedene generative Verhaltensmuster, so

dass an dieser Stelle verschiedene Entwicklungen betrachtet werden müssen (vgl. Engstler & Menning 2003). Zum einen gehen neuere Schätzungen von einem steigenden Anteil der dauerhaft Kinderlosen aus. Daneben gibt es Variationen im Timing der einzelnen Kinder, die in einem Anstieg des durchschnittlichen Alters der Mütter bei Geburt ihres ersten Kindes begründet liegen (vgl. zusammenfassend Hill & Kopp 2006). In diesem Zusammenhang ist auch die Verteilung der Familiengrößen und das Phänomen der Geschwisterlosigkeit zu sehen. In steigendem Maße wurde entweder ganz auf Kinder verzichtet oder der Wunsch nach zwei Kindern realisiert (vgl. Engstler & Menning 2003, 73). Betrachtet man Daten der amtlichen Statistik zur Geschwisterstruktur, so zeigt sich, dass Kindheit für etwa drei Viertel aller Kinder das gemeinsame Aufwachsen mit Geschwistern (oder Halbgeschwistern) bedeutet. Die Ein-Kind-Familie ist auch angesichts des niedrigen Fertilitätsniveaus ein Mythos. Insgesamt kann festgehalten werden, dass in Westdeutschland die Geschwisterstrukturen im Zeitraum von 1991 bis 2000 relativ stabil geblieben sind. Knapp die Hälfte aller Kinder (47,2%) wuchs im Jahr 2000 mit Bruder oder Schwester im Haushalt auf, 29,9% lebten mit zwei oder mehr Geschwistern. Weniger als ein Viertel der Kinder (22,9%) lebte als einziges Kind im Haushalt. Betrachtet man sich die neuen Bundesländer, so zeigt sich jedoch eine andere Situation: Jedes dritte Kind (32,2%) lebte im Jahr 2000 als Einzelkind. Seit 1991 ist der Anteil der Einzelkinder um fünf Prozentpunkte gestiegen (vgl. Engstler & Menning 2003, 27f.). Prognosen gehen davon aus, dass bei niedriger Geburtenzahl und weiterer Kinderlosigkeit der Anteil der Ein-Kind-Familien zunimmt, während der Anteil der Familien mit zwei und mehr Kindern stagniert (vgl. Engstler & Menning 2003, 73).

Der langfristige Geburtenrückgang führte allgemein zu einer *kollateralen Schrumpfung* (Lüschen 1989) bzw. *intragenerationalen Verkleinerung* des Verwandtschaftsnetzwerkes. Diese äußert sich darin, dass vor allem jüngere Generationen immer weniger Tanten, Onkel, Cousins, Cousinen, Nichten und Neffen haben (vgl. Jakoby & Kopp 2006).¹ Die makrostrukturelle Veränderung von Verwandtschaftsnetzwerken geht somit in Richtung einer Ausdünnung und Verschlinkung von Verwandtschaftsbeziehungen (vgl. Diewald 2003).² Peukert (2002, 297) gibt hierfür ein anschauliches Beispiel: Heiratet zwei Einzelkinder und bekommen nur ein Kind, so verfügt dieses Kind über zwei Eltern und vier Großeltern (evtl. Urgroßeltern), jedoch weder über Geschwister, Nichten und Neffen, Onkel und Tanten sowie Cousins und Cousinen.

Trotz des niedrigen Fertilitätsniveaus führt die längere Lebenszeit, aber auch der Anstieg der Scheidungsraten zu gestiegenen Opportunitäten und Bedürfnissen nach Interaktion und Unterstützung über zwei Generationen hinaus (vgl. Bengtson 2001, Johnson 2000a,b). Verwandtschaftliche Beziehungen stellen eine *Matrix latenter Beziehungen* (Riley 1983) dar, die vor allem in Krisenzeiten aktiviert werden und damit ein Potential für aktive Sozialbeziehungen sind.

1 Vgl. hierzu auch die demographische Studie von Post u.a. (1997).

2 Der Alterssurvey (1996) gibt Auskunft über die Existenz der biologischen und realisierbaren Verwandtschaftsbeziehungen. Für jeden Befragten wurde die Anzahl der noch lebenden Verwandten erhoben. Die Daten zeigen, dass 82,2% der deutschen Bevölkerung im Alter von 40 bis 85 Jahren Nichten und Neffen haben, mit denen Beziehungen gepflegt werden können (vgl. Künemund & Hollstein 2000, 268).

3. Forschungsstand

3.1 Theoretische Ansätze

Verwandtschaftliches Handeln ist kein eigenständiges Phänomen in der familiensoziologischen Forschung. Im Vergleich zu anderen familiensoziologischen Fragestellungen ist die Theorieentwicklung eher defizitär. Theoretische Modelle, die speziell zur Erklärung der Beziehungen zum erweiterten Familienkreis formuliert sind, liegen nicht vor (vgl. Jakoby 2008).

Es werden jedoch allgemeine Theorien sozialer Beziehungen zur Erklärung spezifischer Forschungsfelder – wie soziale Netzwerke oder familiäre Generationenbeziehungen – herangezogen. Wichtigste Theorie ist die Austauschtheorie (Thibaut & Kelley 1959, Homans 1968, Nye 1979) bzw. die Theorie der rationalen Wahl (Coleman 1991, Esser 1996). Zu den handlungstheoretischen Ansätzen gehört vor allem das Choice-Constraint-Modell von Fischer (1977), auf dem eine Vielzahl von Netzwerkstudien gründen sowie Modelle zur Erklärung der intergenerationalen Solidarität (Rossi & Rossi 1990, Szydlik 2000, Bengtson 2001). Die Handlungsentscheidung, z.B. die Wahl einer Person als Mitglied des persönlichen Netzwerkes, erfolgt aufgrund einer subjektiv rationalen Kosten-Nutzenabwägung, wobei physische und soziale Zwänge die Entscheidung strukturieren (vgl. van der Poel 1993). Fischer (1977) verdeutlicht diese Position, wenn er formuliert:

„This perspective, which we labeled a ‚choice-constraint‘-model, views human behavior, including the formation and maintenance of social relations, as *choices* made within limited alternatives and limited resources. Individuals’ choices vary with both their preferences *and* their options“ (Fischer 1977, 2f.; Hervorhebung im Original).

Die „Lebenslage“ ist eine zentrale Determinante des Netzwerks- und Unterstützungsverhaltens und die mit ihr verbundenen Opportunitäten, Ressourcen und Zwänge (vgl. exemplarisch Diewald 1991, Fischer 1982, Marbach 1989, Marsden 1987). Unter Lebenslage werden verschiedene soziodemographische Merkmale erfasst: Geschlecht, Alter, Stellung im Lebenszyklus, Erwerbs-, Einkommens- und Bildungsstatus, soziale Schicht und Stadt-/Land-Unterschiede. Sie definieren unterschiedliche Einschränkungen, Belastungen und Chancen für den Aufbau von verwandtschaftlichen Beziehungen bzw. den Austausch von Unterstützungsleistungen (vgl. Diewald 1991, 88ff.).

Übereinstimmend wird festgehalten, dass die geographische Distanz ein zentraler Kostenfaktor für verwandtschaftliche Kontakte ist: Je geringer die geographische Distanz, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit von Kontakten (Homans 1968). Dieser Wirkungsmechanismus wird ebenfalls für Freundschaften und Generationenbeziehungen unterstellt und gilt als theoretisch fundiert und empirisch abgesichert. Eine Vielzahl von Verwandtschaftsstudien bestätigen den Einfluss der geographischen Distanz oder weisen auf die Notwendigkeit der Berücksichtigung dieses Einflussfaktors hin (Adams 1968, Bott 1971, Klatzky 1971, Hoyt & Babchuk 1983, van der Poel 1993, Milardo 2005). Der Befund eines negativen Zusammenhangs zwischen Kontakthäufigkeit und geographischer Distanz muss jedoch auch differenziert betrachtet werden. Geographische Distanz wirkt sich vor allem auf die

Häufigkeit des face-to-face-Kontaktes aus, andere Interaktionsformen sind weniger davon betroffen (vgl. Litwak & Szelenyi 1969).

Über diese allgemeinen theoretischen Überlegungen hinaus, thematisiert die gerontologische Forschung die Bedeutung von Nichten und Neffen für alte Menschen. Den Schwerpunkt der gerontologischen Studien bildet jedoch die Analyse der Eltern-Kind-Beziehung. Explanandum ist somit der Austausch von verschiedenen Arten der Unterstützung. Kollaterale Verwandtschaftsbeziehungen von älteren Menschen werden in geringerem Umfang thematisiert, wobei neben den Geschwistern (z.B. Lee 1990, Connidis & Davies 1992), insbesondere den Beziehungen zu Nichten und Neffen eine besondere Bedeutung zugesprochen wird.

„Even less attention has been given to the relationship between old grandparents and their *adult* grandchildren and little attention has been given to the relationships between aunts and uncles and their *adult* nieces and nephews“ (Wenger & Burholt 2001, 568; Hervorhebung im Original).

Im Folgenden werden zwei Modelle vorgestellt, die u.a. auf die Bedeutung von Nichten und Neffen für ältere Menschen Bezug nehmen. Es ist zum einen die Substitutionsannahme, in deren Kontext insbesondere die Rolle von Nichten und Neffen für Kinderlose thematisiert wird. In diesem Zusammenhang wird die *These der hierarchischen Kompensation* (Cantor 1979) vertreten, die besagt:

„This model postulates an order of preference in the choice of the support element. In the value system of the present generation of elderly, kin is generally seen as the most appropriate support giver followed by significant others and lastly by formal organizations. In cases in which the initially preferred element is absent, other groups act in a compensatory manner as replacement“ (Cantor 1979, 453).

Sind keine Ehepartner/-innen, Kinder oder Geschwister verfügbar, werden andere Verwandtschaftsbeziehungen im sozialen Netzwerk verstärkt realisiert (vgl. Lang & Schütze 1998, 168). Diese These beruht auf der Annahme, dass Verwandtschaftsbeziehungen zum größten Teil erst im Fall von Verlusterfahrungen von Mitgliedern der Kernfamilie wirksam oder intensiviert werden. Folgende Hierarchie der Bezugspersonen wird dabei üblicherweise unterstellt: Partnerschaft, erwachsene Kinder, Geschwister, sonstige Verwandte, Freundinnen/Freunde und andere (vgl. Lang & Schütze 1998, 165). Dieser Sachverhalt wird von Shanas (1979, 4) als *principle of family substitution* bezeichnet. Insbesondere Nichten und Neffen übernehmen die passive Rolle eines Substituts für fehlende Kinder (Troll 1971, Shanas 1979).

Zum anderen werden funktionspezifische Aufgaben und Unterstützungsleistungen für die strukturell unterschiedlichen Primärgruppen hervorgehoben. Die *These der funktionalen Spezifität* (Litwak & Szelenyi 1969, Litwak 1985) geht von jeweils spezifischen Unterstützungsleistungen der einzelnen Primärgruppen (Familie, Verwandtschaft, Freundinnen/Freunde, Nachbarschaft) aus. Diese übernehmen die Unterstützungsleistungen, die mit ihrer internen Struktur (z.B. geographische Nähe) kompatibel sind.

Als weiteren Aspekt wird die sozio-emotionale Bedeutung von Verwandten für ältere Menschen diskutiert (Lang & Schütze 1998). Die psychologische Theorie der sozio-emotionalen Selektivität (vgl. exemplarisch Carstensen 1991, 1992) besagt, dass alte Menschen die sozialen Beziehungen mit dem höchsten emotionalen Ge-

winn wählen. Verwandte (z.B. Nichten und Neffen) stellen ein besonderes Potential für die Erfüllung emotionaler Bedürfnisse dar, z.B. aufgrund familienbiographischer Erfahrungen oder genetischer Ähnlichkeit (vgl. Lang & Schütze 1998).

3.2 Empirischer Forschungsstand

„Relations with other kin – aunts, uncles, cousins – have seldom been felt important in this society to spend research time and effort studying them“ (Adams 1970: 583).

Die empirische Befundlage zu den Beziehungen mit Nichten und Neffen ist sehr heterogen. Im Kontext der gerontologischen Forschung werden primär Informationen über den Austausch von *Unterstützungsleistungen* zwischen Nichten und Neffen und ihren älteren Familienangehörigen erhoben. Darüber hinaus werden die *Qualität der Beziehung* bzw. die *emotionale Bindung* und die *Häufigkeit von Kontakten* als abhängige Variablen analysiert. Als allgemeine Determinanten werden Merkmale der Sozial- und Familienstruktur angeführt, die im Folgenden zusammenfassend dargestellt werden.³

In Deutschland gibt es bis zum jetzigen Zeitpunkt keine Studie, die in ihrem Schwerpunkt die Beziehungen zu Nichten und Neffen analysiert. Befunde des Alterssurveys (1996) und der Berliner Altersstudie (BASE) zeigen jedoch allgemein eine größere Bedeutung des erweiterten Familienkreises (Kategorie: „andere Verwandte“)⁴ für emotionale und instrumentelle Unterstützung bei älteren, kinderlosen Menschen. Altersspezifische Verluste (Verwitwung) gehen ebenfalls mit einer verstärkten Nachfrage nach Unterstützungsleistungen einher (vgl. Lang & Schütze 1998, Künemund & Hollstein 2000, Hollstein 2002).⁵

Aus methodischer Sicht bleibt anzumerken, dass keine Differenzierung zwischen einzelnen Verwandentypen erfolgt und deutsche Studien stattdessen die Residualkategorie „andere Verwandte“ verwenden (z.B. Künemund & Hollstein 2000). Diese Tatsache verdeutlicht den gegenwärtigen untergeordneten Status von erweiterten Familienbeziehungen in der deutschen Familien- und Alterssoziologie. Vor dem Hintergrund der referierten Forschungslage ist dieser Status nicht gerechtfertigt. Angloamerikanische Studien zeigen, dass kinderlose (ältere) Erwachsene enger mit ihren Nichten und Neffen verbunden sind und häufigere Kontakte pflegen – Befunde, die die These der hierarchischen Kompensation stützen (Shanas 1973, Johnson & Catalano 1981, Wenger u.a. 2000, Wenger & Burholt 2001, Milardo 2005).⁶

3 Zu den allgemeinen Determinanten einer verwandtschaftlichen Orientierung des Handelns gehören vor allem Geschlecht, sozialer Status, ethnische Herkunft und geographische Distanz (vgl. hierzu die Übersichtsartikel von Adams 1970, Lee 1980 und Johnson 2000a,b).

4 Geschwister werden nicht in dieser Kategorie erfasst.

5 Kritisch äußert sich Lopata (1978). Die These eines erweiterten Verwandtschaftsnetzwerkes von Witwen wird nach Durchführung der statistischen Analysen lediglich für die Beziehungen zu Kindern und nicht für die Mitglieder der erweiterten Familie bestätigt.

6 Darüber hinaus werden Nichten und Neffen signifikant häufiger als Begünstigte des Testaments von kinderlosen Frauen eingesetzt (vgl. Rossi & Rossi 1990). Dieser Befund bestä-

Näheren Aufschluss über die Beziehungen von kinderlosen älteren Menschen mit ihren Nichten und Neffen gibt die qualitative Studie von Johnson und Catalano (1981). Sie konzentrieren sich in ihrer Analyse auf die Art der geleisteten Hilfe und ihre Handlungsmotivation. Die Befunde zeigen, dass die Hauptbezugspersonen der Kinderlosen neben den Geschwistern vor allem Nichten und Neffen sind.⁷ Diese übernehmen die Funktion von Manager/-innen und stehen als Vermittler zwischen den Angehörigen und formellen Betreuungsinstitutionen. Ihre Motivation zur Unterstützung liegt vor allem in der Erfüllung von Verpflichtungen den eigenen (verstorbenen) Eltern gegenüber begründet (vgl. Johnson & Catalano 1981, 613).

Die Beziehungen von älteren Menschen zu ihren Nichten und Neffen steht ebenfalls im Vordergrund der Studie von Wenger und Burholt (2001).⁸ Sie gibt wichtige Hinweise für die Erklärung der Variabilität der Beziehungen mit Nichten und Neffen. Folgende Determinanten der emotionalen Nähe und Kontakthäufigkeit können festgehalten werden: Es zeigen sich Einflüsse der geographischen Distanz, der affektiven Nähe zwischen den Geschwistern, der Größe und Intensität der familialen Interaktionen („family-overflow effect“), der Rolle als Ersatzeltern sowie Substitutionseffekte bei Kinderlosigkeit (vgl. Wenger & Burholt 2001 576ff.).⁹ Eine Vielzahl der Beziehungen bleibt oberflächlich, symbolisch und unregelmäßig, es sei denn, Onkel und Tante haben die Quasirolle der Eltern übernommen. Die Analyse der geographischen Distanz zeigt, dass die Beziehungen mit Nichten und Neffen dann am stärksten sind, wenn die eigenen Kinder nicht in der Nähe der Eltern leben (vgl. Wenger & Burholt 2001, 587f.). Die geographische Nähe korreliert ebenfalls positiv mit der Höhe der instrumentellen Hilfeleistungen von Nichten und Neffen (vgl. Wenger & Burholt 2001, 584).

Die qualitative Studie von Milardo (2005) ist eine der wenigen Studien, die explizit den erweiterten (männlichen) Familienkreis als Forschungsthema definiert.¹⁰ Ziel ist die vertiefende Analyse der Charakteristiken und Funktionen der verwandt-

tigt ebenfalls die Annahme, dass Nichten und Neffen Substitut für fehlende Kinder sind, deren Bedeutung mit Zunahme des Alters steigt.

7 Insgesamt wurden 28 kinderlose Personen befragt, zehn von ihnen sind verheiratet. Das Durchschnittsalter liegt bei 76 Jahren (vgl. Johnson & Catalano 1981, 611).

8 Die Längsschnittstudie hat insgesamt sechs Befragungszeitpunkte (1979, 1983, 1987, 1991, 1995, 1999). Die vorgestellten Ergebnisse beziehen sich auf die letzte Befragung im Jahr 1999. Von den ursprünglich 534 Befragten haben 60 Befragte überlebt (vgl. Wenger & Burholt 2001, 569f.).

9 Während die vorgestellten Determinanten allgemeine Gültigkeit besitzen, zeigen sich darüber hinaus auch Merkmale von spezifisch ländlichen Verwandtschaftsbeziehungen. Es wird der Begriff der „collateral farm/business family“ geprägt. So sind Neffen nicht nur Arbeitskräfte im familiären Betrieb, sondern werden auch als Erben eingesetzt (vgl. Wenger & Burholt 2001, 582).

10 Insgesamt wurden 29 Onkel und Neffen aus Neuseeland sowie 23 Onkel und Neffen aus Maine (USA) befragt (willkürliche Auswahl). Die Neffen sind im Durchschnitt 19 Jahre (Neuseeland) und 23 Jahre (USA) alt. Gibt es mehrere Onkel bzw. Neffen werden die Aussagen über den „Lieblings“-Onkel/-Neffen protokolliert. Die befragten Onkel und Neffen stehen in keiner verwandtschaftlichen Beziehung zueinander (vgl. Milardo 2005, 1228).

schaftlichen Beziehung zwischen Onkel und Nefte (*uncle*). Es zeigen sich verschiedene Beziehungsmerkmale. Onkel können Mentoren ihrer Neffen sein oder innerhalb der Familie die Rolle des Familienhistorikers übernehmen. Als „intergenerational buffer“ übernehmen sie die Funktion eines Mediators bei familialen Konflikten zwischen Eltern und Söhnen. Darüber hinaus gibt es freundschaftliche Beziehungen zwischen Onkeln und Neffen.¹¹ Der Onkel kann jedoch auch Vaterersatz und der Nefte Sohnersatz sein. Weniger enge Beziehungen werden auf fehlende gemeinsame Interessen, geographische Distanz, „family and career commitment“ und die Qualität der Geschwisterbeziehung zurückgeführt (vgl. Milardo 2005, 1230). Weitere Einflussfaktoren sind Kinderlosigkeit, ethnische Herkunft und soziale Klasse (vgl. Milardo 2005, 1235).

Übereinstimmend zeigen die Studien, dass die Qualität der Geschwisterbeziehung in einem positiven Zusammenhang mit einer emotionalen Beziehung und häufigen Kontakten mit Nichten und Neffen steht (Allan 1977, Johnson 1982, Wenger & Burholt 2001, Matthews 2005). Die Sichtweise von Verwandtschaft als sozialem Netzwerk impliziert somit, dass bestimmte persönliche Beziehungen andere verwandtschaftliche Beziehungen (z.B. mit Nichten/Neffen oder Cousins/Cousinen) strukturieren und erzwingen können (vgl. Allan 1977, 180). Geschwister sind indirekte *links* (Matthews 2005, 182), d.h. Verbindungsglieder zwischen Verwandten. Sie erfüllen eine Brückenfunktion, da sie die Opportunitäten für Kontakte mit Nichten und Neffen erhöhen.

Eine evolutionspsychologische Betrachtung von Verwandtschaftsbeziehungen erfolgt von Hoier u.a. (2001) und Gaulin u.a. (1997). Sie thematisieren die matrilineare Verzerrung der Fürsorglichkeit von Onkeln und Tanten gegenüber ihren Nichten und Neffen, die trotz des theoretisch bilinearen Verwandtschaftssystems kennzeichnend ist. Bestätigt werden ein matrilinearer Bias und ein Geschlechtereffekt, wobei zusätzlich ein signifikanter Interaktionseffekt zwischen diesen Variablen nachgewiesen wird. Tanten und Onkel der mütterlichen Abstammungslinie sind insgesamt fürsorglicher. Tanten sind fürsorglicher als Onkel. Diese Ergebnisse gelten unabhängig von der geographischen Distanz und dem Alter der Verwandten (vgl. Hoier u.a. 2001).¹²

11 Dieses Phänomen wird als *Multiplexität* bezeichnet (vgl. Verbrugge 1979). Bereits König (1974, 1976) hat auf die Wichtigkeit der Neubestimmung des Verhältnisses von Freundschaft und Verwandtschaft hingewiesen: „Verwandte ‚hat‘ man nicht mehr einfach, sondern man ‚entscheidet‘ sich, mit wem man Verkehr haben will, so daß Verwandtschaftsbeziehungen mit Freundschafts- und Sympathieverhältnissen vergleichbar werden“ (König 1974, 96). Für Goode (1963, 76) bedeutet die Assimilation eine qualitative Veränderung der Verwandtschaftsbeziehung, denn Verwandte werden als *askriptive Freunde* bezeichnet.

12 Bereits Sweetser (1963) beschreibt die asymmetrische, matrilineare Verzerrung von Verwandtschaftsbeziehungen in modernen Industriegesellschaften. Das Phänomen der *Asymmetrie* liegt in der Rolle der Frau im Verwandtschaftssystem begründet, die gleichzeitig mit einer engen Mutter-Tochter-Bindung, einer engen Verbindung der Tochter mit ihren Eltern und einer generell größeren Bedeutung von Mitgliedern der matrilinearen Abstammungslinie einhergeht (vgl. Adams 1970, 581). Vgl. auch Rossi & Rossi 1990.

4. Theoretisches Modell und Hypothesen

Kennzeichen von modernen Verwandtschaftsbeziehungen außerhalb der Kernfamilie sind Selektivität und Wahlfreiheit, da sie ihren Charakter als Zwangsgemeinschaft verloren haben und eine Wahlgemeinschaft bilden (Mayntz 1955, Beck 1986). Verwandtschaftliches Handeln kann dabei als Wahlhandeln interpretiert werden (vgl. Jakoby 2008). Das Prinzip der Wahl als konstituierendes Element moderner Verwandtschaftsbeziehungen wird zwar in verschiedenen empirischen Studien angesprochen (vgl. insbesondere Firth 1956, Bott 1971, Klatzky 1971, Allan 1977, Fischer 1982, Hoyt & Babchuk 1983, Johnson 2000a,b) und in früheren familiensoziologischen Abhandlungen direkt (Mayntz 1955, König 1976) und indirekt benannt, beispielsweise in der Charakterisierung von Verwandten als „ascriptive friends“ (Goode 1963, 76), es wird jedoch nicht weiter theoretisch expliziert. Auch die Beziehungen zu Nichten und Neffen sind von dieser Variabilität und Flexibilität in Bezug auf Kontakthäufigkeit und emotionale Bindungen gekennzeichnet (vgl. auch Milardo 2005). Eine soziologische Verwandtschaftsanalyse – in Abgrenzung zu juristischen und ethnologischen Konzeptionen – erfordert somit eine Differenzierung zwischen der biologischen Verwandtschaft und den realisierten sozialen Verwandtschaftsbeziehungen.

Theoretischer Rahmen des im Folgenden vorgestellten Modells zur Erklärung der Kontakte mit Nichten und Neffen ist die Theorie der rationalen Wahl, die den handlungstheoretischen Kern der erklärenden Soziologie bildet (Coleman 1991, Esser 1996). Die sozialstrukturelle Position und familienbiographischen Charakteristiken bestimmen Opportunitäten, Alternativen, Barrieren und normative Verpflichtungen, die die Kontakte mit Nichten und Neffen determinieren, wie Abb. 1 zeigt.

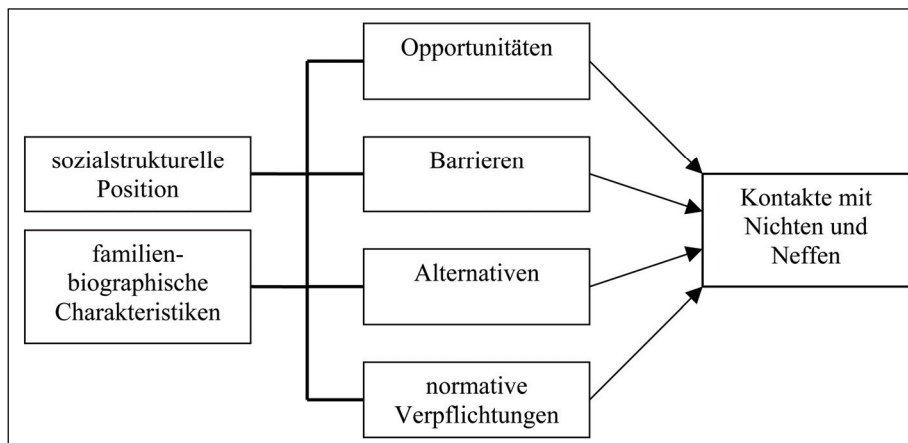


Abb. 1: Modell zur Erklärung der Kontakte mit Nichten und Neffen

Bezüglich des Einflusses der *sozialstrukturellen Position* ergeben sich folgende theoretische Überlegungen und Hypothesen, die in der vorliegenden Untersuchung überprüft werden können:

Geschlecht

Die Aufrechterhaltung und Pflege von verwandtschaftlichen Beziehungen werden als Bestandteile einer traditionellen Frauenrolle angesehen, die sich beispielsweise in höheren verwandtschaftlichen Verpflichtungen gegenüber Verwandten und häufigeren Kontakten äußern (Rossi & Rossi 1990). Neben dem biologischen Geschlecht wird somit ein Einfluss der traditionellen Geschlechtsrollenorientierung unterstellt. Es lässt sich vermuten, dass Frauen mit höherer Wahrscheinlichkeit Kontakte mit Nichten und Neffen haben als Männer.

Sozialer Status

Statusniedrige Personen sind eher auf kostengünstige Interaktionspartner/-innen angewiesen als statushöhere Personen. Personen mit niedrigerem Status verfügen über geringere persönliche Ressourcen und weniger Gelegenheiten zum Aufbau externer sekundärer, nichtverwandtschaftlicher Kontakte. Ihre Ressourcen werden am besten über intensive familiäre und verwandtschaftliche Kontakte – als starke Beziehungen (Granovetter 1973) – beschafft (vgl. Pappi & Melbeck 1988, 226). Personen mit höherem Status haben vielfältigere Möglichkeiten für die Aufnahme von „optionalen Beziehungen“ (Bruckner u.a. 1993, 20), wie z.B. Freundschaften. Deshalb ist anzunehmen, dass je niedriger der soziale Status, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit von Kontakten mit Nichten und Neffen.

Elternstatus und Alter

Nichten und Neffen erfüllen die Rolle eines Substituts für fehlende Kinder. Diese Annahme rekurriert auf die These der hierarchischen Kompensation (Cantor 1979) und wird durch verschiedene empirische Befunde gestützt (vgl. exemplarisch Johnson & Catalano 1981). Kinderlose haben mit höherer Wahrscheinlichkeit Kontakte mit Nichten und Neffen als Individuen, die eigene Kinder haben. Es wird ebenfalls vermutet, dass mit dem Alter die Wahrscheinlichkeit für Kontakte mit Nichten und Neffen steigt, da mit dem Alter ein höherer emotionaler Nutzen dieser Verwandten verbunden ist (Carstensen 1991, 1992) und darüber hinaus vermehrt Zeitressourcen für Kontakte zur Verfügung stehen.

Geographische Distanz, Wohnortgröße und Anzahl von Freundinnen/Freunden

Die geographische Distanz ist ein zentraler Kostenfaktor für verwandtschaftliche Interaktionen (vgl. exemplarisch Klatzky 1971). Der Einfluss der geographischen Distanz kann jedoch in der folgenden Untersuchung nicht überprüft werden, da die Informationen nicht im ISSP 2001 erhoben wurden. Die Existenz von Alternativen zur Verwandtschaftsbeziehung hängt von a) der Wohnortgröße (Stadt vs. Land) und b) der Größe des Freundesnetzwerkes ab. Städtische und ländliche Kontexte werden mit unterschiedlichen außerverwandtschaftlichen Gelegenheitsstrukturen und Wahlmöglichkeiten assoziiert (Fischer 1982, Pappi & Melbeck 1988). Je geringer der Urbanisierungsgrad des Wohnortes, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit von

Kontakten mit Nichten und Neffen. Speziell Freundschaften stellen persönliche Alternativen zu Verwandtschaftsbeziehungen dar. Verwandtschaftsbeziehungen können demnach Ersatz und Kompensation für fehlende Freundschaften sein (vgl. Kon 1979). Je geringer die Anzahl der Freundinnen und Freunde, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit von Kontakten mit Nichten und Neffen.

Als familienbiographische Charakteristiken werden a) der Einfluss der *Qualität der Geschwisterbeziehung* und b) die *Anzahl der Geschwister* überprüft. Zu Beginn der Verwandtschaftsbeziehung mit Nichten und Neffen steht die Vermittlung von näheren Familienmitgliedern (vgl. Kaiser 1993). Der „triadische Kontext“ (Kaiser 1993, 151), in den die Beziehung mit Nichten und Neffen eingebettet ist, muss bei der Erklärung der Interaktionshäufigkeit berücksichtigt werden. Verwandtschaft konstituiert neben konkreten dyadischen Beziehungen immer auch ein soziales Netzwerk. Es lässt sich vermuten, dass je enger die Beziehung Egos mit den Geschwistern, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit der Kontakte mit Nichten und Neffen.

5. Datenbasis und Operationalisierungen

Die empirische Analyse vollzieht sich in mehreren Schritten. Zuerst wird die Datenbasis der Sekundäranalyse erläutert. Dann wird ein erster Überblick bezüglich der Häufigkeit von Kontakten mit Nichten und Neffen und weiteren Verwandtentypen gegeben. Danach werden bivariate Zusammenhänge präsentiert, die eine Übersicht über die Operationalisierungen der unabhängigen Variablen geben. Anschließend werden die Determinanten der Kontakte mit Nichten und Neffen multivariat analysiert. Ziel ist es, mit dem zur Verfügung stehenden Datenmaterial, die zuvor abgeleiteten Hypothesen empirisch zu überprüfen.

Datenbasis der vorliegenden Untersuchung ist das International Social Survey Programme (ISSP), das jährlich differierende Themenschwerpunkte in allen beteiligten Ländern erhebt. Das ISSP 2001 mit dem Schwerpunkt „Social Networks II: Social Relations and Support Systems“ ist eine Replikation des ISSP-Moduls aus dem Jahr 1986 und enthält darüber hinaus auch neue Fragen. Diese zusätzlichen Variablen machen den Datensatz für diese Untersuchung interessant, da sie die Kontakte mit dem erweiterten Familienkreis (Nichten/Neffen, Onkel/Tanten, Cousins/ Cousinen) erfassen. Insgesamt 26 Nationen haben an dem Survey teilgenommen, der in Deutschland mit dem ALLBUS 2002 kooperierte. Es wurden 1369 Personen befragt (vgl. Scholz u.a. 2003, 10). Die bivariate Darstellung der Häufigkeitsverteilungen erfolgt getrennt für West- und Ostdeutschland. Die multivariate Analyse wird aufgrund der niedrigen Fallzahl mit dem gewichteten Datensatz für Gesamtdeutschland durchgeführt.

Abhängige Variable ist die *Kontakthäufigkeit mit Nichten und Neffen in den letzten vier Wochen*. Die Beziehungen werden somit nur auf der Ebene der sozialen Kontakte innerhalb des vorgegebenen Referenzzeitraumes analysiert. Eine Differenzierung der verschiedenen Interaktionsformen erfolgt nicht, so dass face-to-face, telefonische und postalische Kontakte sowie Kontakte über E-Mail zusammengefasst werden.

Mit der Begrenzung der Analyse auf die Kontakthäufigkeit wird nur eine Dimension der Nichten-Neffen-Beziehung berücksichtigt. Familien- und Verwandtschaftsbeziehungen sind jedoch komplex. Sie bestehen nicht nur aus einer Verhaltensdimension, die sich konkret in Kontakten und Unterstützungsleistungen manifestiert, sondern auch auf einer emotionalen Ebene (vgl. Bengtson 2001).¹³ In der vorliegenden Untersuchung können diese weiteren Dimensionen (z.B. der spezifische Austausch von Unterstützungsleistungen oder emotionale Bindungen) aufgrund sekundäranalytischer Restriktionen nicht untersucht werden. In diesem Zusammenhang muss ebenfalls auf das Konzept von Verwandtschaft als „Matrix latenter Beziehungen“ (Riley 1983) verwiesen werden. Die Latenz ist ein zentrales Merkmal moderner Verwandtschaftsbeziehungen. Diese bleiben inaktiv und werden erst in persönlichen Krisensituationen aktiviert. Die Verwandtschaftsbeziehung zeigt sich unter diesem Gesichtspunkt als eine variable Konstruktion, die nicht mit kontinuierlichen Kontakten gemessen werden kann. Eine Messung des kontinuierlichen Kontaktes kann somit zu einer Unterschätzung der Bedeutung von Nichten und Neffen führen (vgl. hierzu auch Litwak & Kulis 1987).

Zur Einschätzung der relativen Bedeutung von Nichten und Neffen werden ebenfalls die Kontakthäufigkeiten mit Onkeln und Tanten sowie Cousins und Cousinen aufgeführt. Tabelle 1 informiert über die Kontakthäufigkeiten mit dem erweiterten Familienkreis differenziert nach dem Erhebungsgebiet.

Tab. 1: Kontakte mit dem erweiterten Familienkreis in den letzten vier Wochen (Angaben in Prozent)¹⁴

Häufigkeit der Kontakte in den letzten vier Wochen	Onkel/Tanten		Cousins/Cousinen		Nichten/Neffen	
	West	Ost	West	Ost	West	Ost
mindestens einmal	37,8	39,7	40,7	35,1	49,4	49,1
überhaupt nicht	40,2	36,2	50,4	54,4	32,0	31,7
habe keine dieser Verwandten (mehr)	22,0	24,1	8,8	10,5	18,6	19,2
N	854	398	849	390	870	391

Datenbasis: ISSP 2001, Eigene Berechnungen

Bei der Interpretation der Daten ist zu beachten, dass sich die Angabe „überhaupt nicht“ nur auf den vorgegebenen Referenzzeitraum von vier Wochen bezieht. Es

13 Das Konzept der *Solidarität* bildet den theoretischen Orientierungsrahmen innerhalb der Analyse familialer Generationenbeziehungen (vgl. Lüscher 2000, Bengtson 2001). Es werden insgesamt sechs Dimensionen der intergenerationalen Solidarität unterschieden: *Afectual, Associational, Consensual, Functional, Normative* and *Structural Solidarity* (vgl. exemplarisch. Roberts u.a. 1991, Szydlik 2000, Bengtson 2001). Die Kontakthäufigkeit wird der assoziativen Solidarität zugeordnet.

14 Der genaue Fragetext lautet: „Nun einige Fragen zu Kontakten mit anderen Verwandten. Bitte geben Sie unten an, wie oft Sie in den letzten vier Wochen Kontakte mit bestimmten Verwandten hatten.“ Die Ursprungsvariable hatte die Ausprägungen 1 „mehr als zweimal“, 2 „ein- bis zweimal“, 3 „keinmal“ und 4 „habe keine dieser Verwandten (mehr)“.

bedeutet hingegen nicht, dass generell keine verwandtschaftlichen Kontakte bestehen.

Tabelle 1 zeigt, dass 37,8% der Befragten aus Westdeutschland und 39,7% aus Ostdeutschland mindestens einmal in den letzten vier Wochen Kontakt mit ihren Onkeln und Tanten hatten. Knapp 41% der westdeutschen Befragten hatten Kontakt mit ihren Cousins und Cousinen (35% der ostdeutschen Befragten). Der Vergleich der unterschiedlichen Verwandtentypen verdeutlicht die hervorgehobene Stellung von Nichten und Neffen, denn zu ihnen bestehen die häufigsten Kontakte. Ca. 49% der Befragten hatten mindestens einmal Kontakt mit ihren Nichten und Neffen.

Die Befunde widersprechen der Einschätzung von Adams (1999), der Beziehungen zu sekundären und tertiären Verwandten von untergeordneter Bedeutung und durch seltene oder gelegentliche Kontakte charakterisiert sieht. Auch die Frage von Schütze und Wagner (1998, 13): „Verhält es sich tatsächlich so, daß aus der Perspektive Egos die Beziehungen zu Onkeln, Tanten, Cousins, Cousinen, Neffen und Nichten (...) eine so geringe Bedeutung haben, daß es gerechtfertigt ist, wenn sich die Familienforschung der ‚Verwandten‘ nicht annimmt?“ muss aufgrund der vorliegenden empirischen Befunde verneint werden. Nichten und Neffen erweisen sich als wichtige Sozialbeziehungen, zu denen relativ häufige Kontakte bestehen und die somit nicht von einer soziologischen Reflexion ausgeschlossen werden können.

Als unabhängige Variablen werden folgende Merkmale der *sozialstrukturellen Position* berücksichtigt:

- a) Geschlecht
- b) Alter
- c) Bildungsstatus (1 = Volks-/Hauptschule, 2 = Mittlere Reife, 3 = Fachhochschulreife/Abitur)
- d) Höhe des Familieneinkommens (in Euro)
- e) Wohnortgröße/Einwohnerzahl (1 = unter 5000, 2 = 5000-19999, 3 = 20000-49999, 4 = 50000-99999, 6 = 100000 und mehr)
- f) Anzahl der Freundinnen/Freunde

Als *familienbiographische Charakteristiken* werden die Qualität der Geschwisterbeziehung, die durch die *Kontakthäufigkeit mit Geschwistern* operationalisiert wird, und die *Anzahl der Geschwister* analysiert.

Tabelle 2 und Tabelle 3 zeigen die Operationalisierungen und bivariaten Verteilungen der unabhängigen Variablen der sozialstrukturellen Position und familienbiographischen Charakteristiken. Auf die Ergebnisse der bivariaten Analyse wird nicht im Einzelnen eingegangen. Mit Ausnahme des Geschlechts zeigen sich überwiegend signifikante Zusammenhänge zwischen den unabhängigen Variablen und den Kontakten mit Nichten und Neffen. Die Werte des Zusammenhangsmaßes (Cramers V) belaufen sich jedoch auf einem relativ niedrigen Niveau.

Tab. 2: Bivariate Verteilung der Kontakte mit Nichten/Neffen in den letzten vier Wochen nach sozialstrukturellen Merkmalen (Angabe der Spaltenprozent)

	Kontakte mit Nichten/Neffen in den letzten vier Wochen							
	West				Ost			
	min- destens einmal	über- haupt nicht	habe keine dieser Ver- wandten (mehr)	N	min- destens einmal	über- haupt nicht	habe keine dieser Ver- wandten (mehr)	N
<i>Geschlecht</i>								
Mann	48,5	33,8	17,7	435	45,1	35,2	19,7	193
Frau	50,3	30,1	19,5	435	53,0	28,3	18,7	198
Cramers V (West): .041 (n.s.), (Ost): .085 (n.s.)								
<i>Alter</i>								
18-29 Jahre	30,0	24,0	46,0	150	22,9	31,4	45,7	70
30-39 Jahre	56,0	32,1	12,0	209	65,5	22,6	11,9	84
40-49 Jahre	58,6	30,9	10,5	162	56,8	34,7	8,4	95
50-59 Jahre	59,2	32,3	8,5	130	46,4	37,5	16,1	56
60 Jahre und älter	44,0	37,6	18,3	218	47,1	34,1	18,8	85
Cramers V (West): .244 ($p \leq .01$), (Ost): .260 ($p \leq .01$)								
<i>Bildungsstatus</i>								
Volks-/Hauptschule	52,3	34,6	13,1	327	48,6	33,0	18,3	109
Mittlere Reife	49,3	34,5	16,2	229	54,3	29,6	16,0	162
Fachhochschulreife/Abitur	47,4	27,0	25,6	270	44,2	33,6	22,1	113
Cramers V (West): .102 ($p \leq .01$), (Ost): .064 (n.s.)								
<i>(Familien-)Einkommen (Euro)</i>								
unter 1000	32,9	35,7	31,4	70	31,1	44,4	24,4	45
1000-1999	49,3	30,6	20,1	219	44,3	34,4	21,3	122
2000-2999	55,8	29,1	15,0	206	61,2	23,5	15,3	98
3000-3999	50,5	32,1	17,4	109	55,2	34,5	10,3	29
4000-4999	60,0	32,5	7,5	40	52,9	29,4	17,6	17
5000 und mehr	60,5	21,1	18,4	38	33,3	26,7	40,0	15
Cramers V (West): .120 ($p \leq .05$), (Ost): .169 ($p \leq .05$)								
<i>Kinderlosigkeit</i>								
ja	38,5	30,1	31,4	299	26,5	33,3	40,2	102
nein	55,2	32,9	11,9	571	57,1	31,3	11,8	289
Cramers V (West): .244 ($p \leq .01$), (Ost): .344 ($p \leq .01$)								
<i>Wohnortgröße (Einwohnerzahl)</i>								
unter 5000	49,4	32,3	18,4	158	58,5	25,9	15,6	147
5000-19999	57,7	26,0	16,2	265	44,7	34,1	21,2	85
20000-49999	47,5	35,8	16,7	120	41,2	35,3	23,5	51
50000-99999	33,3	33,3	33,3	63	33,3	57,1	9,5	21
100000 und mehr	45,8	35,6	18,6	264	46,0	31,0	23,0	87
Cramers V (West): .109 ($p \leq .01$), (Ost): .136 (n.s.)								

Datenbasis: ISSP 2001, Eigene Berechnungen

Tab. 3: Bivariate Verteilung der Kontakte mit Nichten/Neffen in den letzten vier Wochen nach familienbiographischen Charakteristiken (Angabe der Spaltenprozente)

	Kontakte mit Nichten/Neffen in den letzten vier Wochen							
	West				Ost			
	min- destens einmal	über- haupt nicht	habe keine dieser Ver- wandten (mehr)	N	min- destens einmal	über- haupt nicht	habe keine dieser Ver- wandten (mehr)	N
<i>Kontakte mit Geschwistern in den letzten vier Wochen</i>								
täglich	59,1	22,7	18,2	22	77,8	22,2	–	9
1x pro Woche und mehr	64,1	20,8	15,1	192	72,1	17,6	10,3	68
1x pro Monat	58,6	28,7	12,7	157	63,6	26,0	10,4	77
mehrmals im Jahr/seltener	46,6	41,8	11,6	249	47,7	41,3	11,0	109
kein Kontakt	30,4	36,6	32,9	161	25,9	32,9	41,2	85
Cramers V (West): .211 ($p \leq .01$), (Ost): .303 ($p \leq .01$)								
<i>Anzahl der Geschwister</i>								
1	44,7	35,8	19,5	293	46,4	32,9	20,7	140
2	51,3	35,8	13,0	193	64,6	27,8	7,6	79
3	65,5	26,4	8,2	110	59,0	38,5	2,6	39
4 und mehr	73,3	20,7	6,0	116	67,4	26,1	6,5	46
Cramers V (West): .163 ($p \leq .01$), (Ost): .177 ($p \leq .01$)								

Datenbasis: ISSP 2001, Eigene Berechnungen

6. Ergebnisse

Im Folgenden werden nun die Bestimmungsfaktoren der Kontakthäufigkeit mit Nichten und Neffen analysiert. Das Grundprinzip der Logistischen Regression ist die Modellierung des Wahrscheinlichkeitsübergangs einer binären abhängigen Variablen in Abhängigkeit von den Ausprägungen der unabhängigen Variablen, die beliebiges Messniveau haben können (vgl. Andreß u.a. 1997). Aufgrund der geringen Fallzahl wird mit dem gewichteten Datensatz für Gesamtdeutschland gerechnet.

Abhängige Variable ist die Kontakthäufigkeit in den letzten vier Wochen mit Nichten und Neffen, die als dichotome Variable abgebildet ist (Kontakte 1 = ja, 0 = nein).¹⁵ Befragte, die angeben keine Nichten und Neffen (mehr) zu haben, werden von der statistischen Analyse ausgeschlossen.

¹⁵ Diejenigen Befragten, die mindestens einmal in den letzten vier Wochen Kontakt mit ihren Nichten und Neffen hatten, bekommen von SPSS eine „1“ (Kontakte) zugewiesen und diejenigen, die keinen Kontakt in den letzten vier Wochen hatten, eine „0“ (keine Kontakte). Die Dichotomisierung wurde gewählt, da die Logistische Regression das geeignete statistische Verfahren zur Analyse der Kontaktwahrscheinlichkeit ist. Zudem ist die Fallzahl der Kategorie „mehr als zweimal in vier Wochen“ sehr niedrig.

Tab. 4: Logistische Regression zur Vorhersage von Kontakten mit Nichten und Neffen¹⁶

Variablen	B	SE	Wald	df	Sig.	Exp(B)
<i>Geschlecht (männlich)</i>						
weiblich	.057	.231	.061	1	n.s.	1.059
<i>Bildung (Volks-/Hauptschule)</i>						
Mittlere Reife	.065	.302	.047	1	n.s.	1.068
FH/Abitur	.114	.328	.120	1	n.s.	1.120
<i>Einkommen (in Euro)</i>						
	.000	.000	2.461	1	n.s.	1.000
<i>Alter (in Jahren)</i>						
	.012	.012	.984	1	n.s.	1.012
<i>Wohnortgröße (100000 und mehr)</i>						
unter 5000	-.691	.358	3.725	1	n.s.	.501
5000 - 19999	-.326	.320	1.036	1	n.s.	.722
20000 - 49999	-.562	.399	1.988	1	n.s.	.570
50000 - 99999	-1.142	.501	5.208	1	≤ .05	.319
<i>Anzahl Freund/-innen</i>						
	.014	.012	1.277	1	n.s.	1.014
<i>Existenz Kinder (nein)</i>						
ja	.524	.277	3.579	1	n.s.	1.688
<i>Anzahl der Geschwister</i>						
	.214	.091	5.522	1	≤ .05	1.238
<i>Häufigkeit Kontakte mit Geschwistern (kein Kontakt)</i>						
täglich	2.070	.979	4.476	1	≤ .05	7.927
mind. 1x pro Woche	1.104	.559	3.907	1	≤ .05	3.017
1x pro Monat	.391	.557	.492	1	n.s.	1.478
mehrmals im Jahr/seltener	-.354	.545	.423	1	n.s.	.702
Konstante	-1.101	.856	1.654	1	n.s.	.332

-2 Log-Likelihood: 466,864

Pseudo R²: Cox & Snell .121, Nagelkerke .169, McFadden .103

N = 412

Datenbasis: ISSP 2001(gewichtet), Eigene Berechnungen

Als signifikant erweisen sich die Kontakthäufigkeit mit den Geschwistern und die Anzahl der Geschwister. Mit Ausnahme der Wohnortgröße haben die hier überprüften sozialstrukturellen Merkmale (Geschlecht, Bildung, Einkommen, Alter, Kinderlosigkeit) keinen Erklärungsbeitrag.

Bei einem Anstieg der Anzahl der Geschwister (um eine empirische Einheit) steigt die Chance, Kontakte mit Nichten und Neffen zu haben (odds ratio = 1.238). Je größer die Anzahl der Geschwister, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit für Kontakte mit Nichten und Neffen. Hierfür spricht auch die Feststellung von Matthews (2005), nach der die bloße Existenz von Geschwistern die Größe und Komplexität des biologischen Verwandtschaftsnetzwerkes erhöht und dies umso mehr gilt, wenn viele Geschwister vorhanden sind und die Opportunitäten für verwandtschaftliche Kontakte mit Nichten und Neffen erhöht sind.

16 Die Referenzkategorien sind jeweils in Klammern aufgeführt.

Die Qualität der geschwisterlichen Beziehung (operationalisiert durch die Häufigkeit der Kontakte) zeigt ebenfalls die theoretisch zu erwartende Einflussrichtung, so dass die entsprechende Hypothese bestätigt werden kann. Das Chancenverhältnis der Individuen für Kontakte mit Nichten und Neffen, die täglich und mindestens einmal pro Woche Kontakt mit ihren Geschwistern haben, ist gegenüber der Referenzkategorie (kein Kontakt) deutlich erhöht (odds ratio = 7.927 und odds ratio = 3.017). Dieser Befund korrespondiert mit Ergebnissen angloamerikanischer Studien (Wenger & Burholt 2001, Milardo 2005) und Aussagen von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die allgemein die Bedeutung der Geschwisterbeziehung für enge Beziehungen mit Nichten und Neffen hervorheben (Allan 1977, Johnson 1982, Matthews 2005). Eine aktive Geschwisterbeziehung erhöht die Wahrscheinlichkeit für intensive Kontakte mit Nichten und Neffen. Speziell für Verwandtschaftsbeziehungen gilt somit das Merkmal „transitivity“ (Feld 1981). Es beschreibt die Tendenz, dass zwei Individuen, die mit einer dritten Person verbunden sind, eine höhere Wahrscheinlichkeit haben, selbst miteinander verbunden zu sein (vgl. Feld 1981, 1022). Weitere Analysen müssten jedoch Koresidenzeffekte ausschließen und die Frage klären, ob die Kontakte „automatisch“ in Folge eines Besuchs der Geschwister hergestellt wurden. Diese Frage kann jedoch auf der Grundlage des zur Verfügung stehenden Datenmaterials nicht beantwortet werden.

Relativ zur Wohnortgröße von über 100000 Einwohnern und mehr haben Individuen, die in Städten von 50000-99999 Einwohnern leben, eine geringere Chance für Kontakte mit Nichten und Neffen (odds ratio = .319). Betrachtet man die anderen Wohnortgrößeklassen, die jedoch als nicht signifikant ausgewiesen werden, so weist der Einfluss in dieselbe Richtung: das Chancenverhältnis für Kontakte liegt niedriger. Es zeigt sich vielmehr ein Richtungswechsel des theoretisch erwarteten Einflusses. Aufgrund der nicht für alle Ausprägungen der unabhängigen Variablen gefundenen signifikanten Zusammenhänge sollten die Ergebnisse jedoch eher als Tendenzen interpretiert werden, die durch weitere empirische Analysen abgesichert werden müssen.

Kinderlosigkeit ist eine zentrale Determinante der verwandtschaftlichen Beziehungen mit Nichten und Neffen. In dieser Analyse zeigt sich – entgegen der theoretischen Annahme und im Widerspruch zu bisherigen Forschungsergebnissen – kein Zusammenhang zwischen Kinderlosigkeit und der Kontakthäufigkeit mit Nichten und Neffen in den letzten vier Wochen. Es finden sich somit keine Belege für die in der Literatur weit verbreitete und theoretisch abgeleitete Annahme eines Substitutionsprinzips (Shanas 1979). Kinderlose aktivieren Beziehungen zu Nichten und Neffen nicht vermehrt in vier Wochen. Ebenfalls nicht signifikant ist der Einfluss des Alters. Dieses Ergebnis wird von Leigh (1982) bestätigt, der zeigen kann, dass die Interaktionen mit Verwandten (u.a. Cousins/Cousinen) über die Lebensdauer hinweg konstant bleiben. Bessere Prädiktoren für verwandtschaftliche Interaktionen sind affektive Nähe, geographische Nähe und der Austausch von Hilfeleistungen. Zudem zeigt sich kein Interaktionseffekt zwischen Alter und Kinderlosigkeit, der aus diesem Grund auch nicht in Tabelle 4 ausgewiesen wird.

Wichtiger als die Analyse der Zusammenhänge zwischen Alter bzw. Kinderlosigkeit und der Kontakthäufigkeit mit Nichten und Neffen erscheint die Analyse der spezifischen Leistungen und Funktionen, die speziell diese Verwandten für ältere Menschen übernehmen. Dafür sprechen Befunde, die eine höhere Bedeutung des

erweiterten Familienkreises („andere Verwandte“) für die emotionale Unterstützung von kinderlosen und verwitweten Älteren (Lang & Schütze 1998, Künemund & Hollstein 2000) und speziell Nichten und Neffen als Bezugs- und Betreuungspersonen (Shanas 1973, Johnson & Catalano 1981, Wenger & Burholt 2001) empirisch nachweisen können. Zudem erfasst die Kontakthäufigkeit nicht explizit die Beziehungsqualität: Kinderlose sind emotional näher mit ihren Nichten und Neffen verbunden, dennoch muss diese Tatsache nicht automatisch auch häufigen Kontakt bedeuten. In diesem Kontext muss ebenfalls darauf hingewiesen werden, dass die Messung des kontinuierlichen Kontaktes nicht die latente Eigenschaft von Verwandtschaftsbeziehungen erfassen kann (Riley 1983), die vor allem in persönlichen Krisenzeiten aktiviert werden. Dies kann zu einer Unterschätzung der Bedeutung und Funktionen der Nichten- und Neffenbeziehung führen.

Die klassische Variable der bisherigen Verwandtschaftsstudien – Geschlecht (Adams 1970, Lee 1980, Johnson 2000a,b) – hat unter Berücksichtigung der gegebenen Modellrestriktionen keinen Erklärungsbeitrag. Der in der amerikanischen und deutschen Literatur immer wieder referierte Befund einer intensiveren verwandtschaftlichen Einbindung von Frauen in ihrer Rolle als familiäre Integrationsfiguren (kinkeeper) konnte mit den vorliegenden Daten nicht repliziert werden.¹⁷ Für die Kontakthäufigkeit in den letzten vier Wochen gelten somit nicht „frauenzentrierte, ‚feminine‘ familiäre Strukturen“ (Pasternak u.a. 1997). Frauen zeigen für diesen Referenzzeitraum kein größeres Engagement für verwandtschaftliche Kontakte, so wie Lüschen (1989) es allgemein prognostiziert.

Welche Erklärungen können für diesen Befund angeführt werden? In der Literatur werden insbesondere das biologische Geschlecht (sex) und die sozialisierte Geschlechtsrollenorientierung (gender) als Ursachen genannt (vgl. Rossi & Rossi 1990). Das biologische Geschlecht steht in dieser Untersuchung in keinem signifikanten Zusammenhang mit einer höheren Kontakthäufigkeit mit Nichten und Neffen. Die vorliegenden Resultate können als Hinweis darauf angesehen werden, dass eine zukünftige Verwandtschaftsforschung die Geschlechtsrollenorientierung und das Modell der häuslichen Arbeitsteilung stärker berücksichtigen muss. So wird das

17 Europäische und amerikanische Unterschiede sind ebenfalls denkbar. Amerikanische Studien weisen auf die große Bedeutung von „family reunions“ hin (Waite & Harrison 1992, Klatzky 1971), wobei der „family reunion-effect“ (Waite & Harrison 1992) zur Erklärung von Kontakten mit dem erweiterten Familienkreis herangezogen wird. Bruckner u.a. (1993) verweisen ebenfalls auf den hohen Wert der Geselligkeit in der amerikanischen Gesellschaft, der sich u.a. in einer großen Bedeutung von Familientreffen manifestiert, die die Opportunitäten für verwandtschaftliche Kontakte erhöhen. Amerikanische Studien über Verwandtschaftsbeziehungen afroamerikanischer und lateinamerikanischer Familien (Hays & Mindel 1973, Stack 1974, Roschelle 1997) oder Familien italienischer Herkunft (Johnson 1982) berichten über intensive Beziehungen mit Nichten und Neffen sowie Cousins und Cousinen. Für diese ethnischen Gruppen ist ein kollaterales Prinzip der Verwandtschaftsorganisation auf Basis der Geschwistersolidarität charakteristisch. Ein internationaler Vergleich mit Daten des ISSP (2001, ungewichtete Daten) zeigt häufige Kontakte in den USA mit Nichten und Neffen. So hatten 31,5% mehr als zweimal und 23,7% ein bis zweimal Kontakt in vier Wochen. 31,1% der Befragten hatten kein Kontakt in vier Wochen und 13,8% geben an, keine Nichten und Neffen (mehr) zu haben.

Verhaltensmuster eines größeren Engagements für die Aufrechterhaltung von Verwandtschaftsbeziehungen (di Leonardo 1992, Gerstel & Gallagher 1993, Rosenthal 1985), die höheren normativen Verpflichtungen gegenüber Verwandten (Rossi & Rossi 1990) und emotionalen Bindungen (Reiss 1962, Hoyt & Babchuk 1983, Rossi & Rossi 1990) sowie der höhere Anteil von Verwandten in weiblichen Netzwerken (Marsden 1987, Moore 1990, Kim 2001) auf eine traditionelle Geschlechtsrollenorientierung zurückgeführt. Diese Überlegungen korrespondieren mit Befunden der Netzwerkforschung (Moore 1990, Mayr-Kleffel 1991), nach denen bei vollzeiterwerbstätigen Frauen ein geringerer Anteil von Verwandten im persönlichen Netzwerk festzustellen ist. Zudem haben vollzeitbeschäftigte Frauen geringere verwandtschaftliche Verpflichtungen (Bahr 1976). Eine ähnliche sozialstrukturelle Position von Männern und Frauen geht mit nur marginalen Unterschieden in der Zusammensetzung der persönlichen Netzwerke einher. Auch dieses Resultat verstärkt die Kritik an der biologischen Argumentation, nach der das biologische Geschlecht Unterschiede im Verwandtschaftsverhalten „erklärt“.

Auch der soziale Status (Bildungs- und Einkommensstatus) steht in keinem Zusammenhang mit einer höheren Kontaktwahrscheinlichkeit mit Nichten und Neffen. Betrachtet man den empirischen Forschungsstand, so kann ebenfalls keine eindeutige Aussage getroffen werden. Ein stabiler Befund deutscher und amerikanischer Netzwerkstudien, der sich unabhängig vom eingesetzten Netzwerkgenerator reproduzieren lässt, ist der positive Zusammenhang zwischen dem Anteil des Teilnetzwerkes der Nicht-Verwandten und dem Bildungsstatus sowie anderen Schichtindikatoren (vgl. auch Wolf 2004). Während zwischen dem *Anteil* von Verwandten und dem sozialen Status ein negativer Zusammenhang besteht, variiert die *Anzahl* von Verwandten nicht mit dem sozialen Status (vgl. exemplarisch Marsden 1987, Pappi & Melbeck 1988, Moore 1990, van der Poel 1993). Dies bedeutet, dass die relative Wichtigkeit von Verwandten für Personen mit niedrigem sozialem Status größer ist. Absolut gesehen zeigen sich jedoch keine Unterschiede. In Bezugnahme auf Granovetter (1973) wird als Erklärung darauf verwiesen, dass statusniedrigere Personen ressourcenärmer sind und sich die Ressourcen am besten über kostengünstige Primärbeziehungen beschaffen können, während für Personen mit hoher Bildung und Berufsstatus größere Vorteile (Informationen, Arbeitsplatzsuche) durch nicht-verwandtschaftliche Beziehungen bestehen (Pappi & Melbeck 1988, Wegener 1987). Die Netzwerkstudien geben jedoch keine Auskunft über die Bedeutung der Mitglieder des erweiterten Familienkreises, da nicht zwischen unterschiedlichen Verwandtentypen differenziert wird. Die Befunde können somit nur eingeschränkt mit den eigenen Ergebnissen verglichen werden.

Frühe Studien der 1950er und 1960er Jahre berichten über häufigere verwandtschaftliche Kontakte und Bindungen der Arbeiterklasse (Firth 1956, Adams 1968, Bott 1971). Der Befund wird jedoch primär auf die geographische Nähe von Arbeiterfamilien zu ihren Verwandten zurückgeführt (Lee 1980, Johnson 2000a), die mit höheren Kontaktopportunitäten und einer höheren Wahrscheinlichkeit der emotionalen Nähe zu Verwandten einhergehen kann. Die geographische Distanz stellt somit eine wichtige Kontrollvariable in der Analyse des Zusammenhangs zwischen Verwandtschaftskontakten und sozialem Status dar.

Der theoretisch zu erwartende negative Einfluss der Anzahl von Freundinnen und Freunden, die Alternativen für traditionelle Verwandtschaftsbeziehungen sind, kann

nicht bestätigt werden. Kontakte mit Nichten und Neffen sind in dieser Sekundäranalyse unabhängig von der Anzahl der Freundschaften. Sie sind somit nicht als Alternativen für verwandtschaftliche Kontakte zu betrachten, denn die Größe des Freundesnetzwerkes steht in keinem Zusammenhang mit der Kontakthäufigkeit mit Nichten und Neffen. Damit stimmen die Befunde jedoch mit Resultaten von amerikanischen und deutschen Studien überein, die keinen Zusammenhang zwischen der Häufigkeit der Interaktionen mit Verwandten und Freundinnen bzw. Freunden finden (Babchuk 1965, Bruckner u.a. 1993) und über unterschiedliche Funktionen von Verwandtschaftsbeziehungen und Freundschaften berichten (Litwak & Szelenyi 1969). Die Befunde korrespondieren ebenfalls mit dem Ergebnis der Studie von Nauck und Kohlmann (1998, 228), die – im Fall fehlender Verwandtschaftsbeziehungen – nicht von einer Substitution durch Freundschaften sprechen, sondern den „Rückzug in die Gattenfamilie“ als charakteristisch für deutsche Familien sehen. In Anlehnung an die Typologie von Kon (1979) kann von einem „Verhältnis der Ergänzung“ und nicht von einem „Verhältnis der Substitution“ dieser zwei Sozialbeziehungen gesprochen werden.

7. Fazit und Ausblick

Die theoretisch vermuteten Zusammenhänge zwischen der Kontakthäufigkeit mit Nichten und Neffen und den Merkmalen der sozialstrukturellen Position erweisen sich überwiegend als nicht signifikant. Eine Vielzahl von Befunden zu den klassischen Determinanten verwandtschaftlicher Interaktionen – Geschlecht, sozialer Status, Kinderlosigkeit u.a. – konnte nicht oder nur eingeschränkt repliziert werden.

Hieraus lassen sich zwei Schlussfolgerungen ableiten. Aus methodischer Sicht bleibt anzumerken, dass bei der Interpretation der Befunde der gewählte Referenzzeitraum beachtet werden muss. Es gibt keine Aussagen über die Zusammenhänge mit sozialstrukturellen Charakteristiken über einen Zeitraum von vier Wochen hinaus. Des Weiteren besteht die Notwendigkeit von präzisen Kategorien für die einzelnen Verwandtentypen, die nicht mehr als Globalkategorien („andere Verwandte“) oder geschlechtsunspezifisch (Nichten *und* Neffen) erfasst werden sollten. Verschiedene Studien berichten über geschlechtsspezifische Wahlen, so haben z.B. Frauen häufigere Kontakte mit Tanten (Mayr-Kleffel 1991), es bestehen höhere normative Verpflichtungen gegenüber weiblichen Verwandten (Rossi & Rossi 1990) oder die Beziehung zwischen Onkel und Nefte wird als eigenständiger Themenbereich untersucht (Milardo 2005).

Wie bereits zuvor ausführlicher beschrieben, stellen soziale Kontakte nur eine Dimension der Beziehung mit Nichten und Neffen dar. Die Kontakthäufigkeit ist nur ein begrenzter Indikator zur Erfassung der Bedeutung einer Verwandtschaftsbeziehung. Vor allem in der gerontologischen Forschung werden aus diesem Grund primär spezifische Unterstützungsleistungen und emotionale Beziehungen mit Nichten und Neffen untersucht.

Aus inhaltlicher Sicht bleibt festzuhalten, dass sich die bisherigen Verwandtschaftsstudien fast ausschließlich auf soziodemographische Merkmale und ihren Zusammenhang in Bezug auf verwandtschaftliche Kontakte, emotionale Bindun-

gen, normative Verpflichtungen und den Austausch von Hilfeleistungen konzentrieren. Nur selten wird darüber hinausgehend der Einfluss von biographischen und individuellen Faktoren der Verwandtschaftsbeziehung analysiert. Die bisherigen Ansätze greifen offenbar zu kurz. Eine stärkere Berücksichtigung der Familienbiographie (z.B. Beziehung der Verwandten untereinander, Existenz eines „kinkeeper“ als familiäre Integrationsfigur, gemeinsame Interessen oder Übereinstimmung von Werten) sollte damit Ziel einer zukünftigen soziologischen Verwandtschaftsforschung sein (vgl. dazu ausführlicher Jakoby 2008). Methodische Konsequenz ist in Anlehnung an Esser (1979, 25) eine stärkere individuenzentrierte Operationalisierung der interessierenden Konstrukte, die die Subjektivität der Handlungen und spezifischer Lebenslagen besser erfasst. Die Familienbiographie wird zwar im theoretischen Modell berücksichtigt, sie kann jedoch mit dem zur Verfügung stehenden Datensatz nicht differenziert analysiert werden, da diese Informationen über die Angaben in allgemeinen Bevölkerungsumfragen hinausgehen und spezifische Operationalisierungen erfordern. So zeigt diese Untersuchung gleichzeitig auch die Grenzen einer soziologischen Verwandtschaftsforschung im Rahmen einer Sekundäranalyse auf.

Eine Verbindung von quantitativen und qualitativen Methoden erscheint zudem sinnvoll, da qualitative Forschungsmethoden bei eher unerforschten Themen ein tieferes Verständnis durch Detailstudien ermöglichen. Dennoch muss an dieser Stelle generell angemerkt werden, dass es der Soziologie um die Erklärung von kollektiven Sachverhalten gehen muss und eine „detailgenaue Beschreibung jeder Idiosynkrasie“ (Esser 1996, 137) den Anspruch der Erklärung von verwandtschaftlichem Handeln verfehlt. Zudem ermöglichen nur quantitative Methoden die Entdeckung sozialer Regelmäßigkeiten.

Die Soziologie sollte der Verwandtschaft als Sozialbeziehung verstärkt Beachtung schenken und neben den Eltern-Kind-Beziehungen, die die Hierarchie der Interessen in der Familiensoziologie bestimmen, auch den erweiterten Familienkreis theoretisch und empirisch analysieren. Von einer generell unterstellten – empirisch jedoch nie nachgewiesenen – marginalen Bedeutung des erweiterten Familienkreises kann nach Aufarbeitung des Forschungsstandes und den eigenen Befunden nicht mehr gesprochen werden. Innerhalb des verwandtschaftlichen Gefüges nehmen die Beziehungen zu Nichten und Neffen eine hervorgehobene Stellung ein, was der Vergleich der Kontakthäufigkeiten mit anderen Verwandtentypen bestätigt.

Die Befunde bisheriger gerontologischer Studien zum Zusammenhang zwischen Kinderlosigkeit und den Unterstützungsleistungen von Nichten und Neffen deuten angesichts der demographischen Entwicklung auf eine steigende Bedeutung dieser Verwandtentypen als emotionale und instrumentelle Hilferessource bei der zukünftig älteren Generation hin. Ihnen muss somit neben der individuellen auch eine sozialpolitische Bedeutung zugesprochen werden (vgl. auch Künemund & Hollstein 2000, Lang & Schütze 1998). Die quantitative Abnahme der kollateralen Verwandtschaft im Zuge der demographischen Veränderungen bedeutet nicht automatisch auch einen Bedeutungsverlust. Denn das Gegenteil ist denkbar: Nichten und Neffen als „familiensoziologische Raritäten“ (Lucke 1998, 60) erfahren auch aus Sicht der Individuen einen Bedeutungszuwachs.

Literatur

- Adams, B. N. (1968). *Kinship in an urban setting*. Chicago: Markham Publishing Company.
- Adams, B. N. (1970). Isolation, function and beyond: American kinship in the 1960s. *Journal of Marriage and the Family*, 32, pp. 575-597.
- Adams, B. N. (1999). Cross cultural and U.S. kinship. In: M. B. Sussman, S. K. Steinmetz & G. W. Peterson (Eds), *Handbook of marriage and the family*. New York/London: Springer (2nd ed.), pp. 77-91.
- Allan, G. A. (1977). Sibling solidarity. *Journal of Marriage and the Family*, 39, pp. 177-184.
- Andréß, H.-J., Hagensaars, J. A. & Kühnel, S. (1997). *Analyse von Tabellen und kategorialen Daten*. Berlin: Springer.
- Babchuk, N. (1965). Primary friends and kin: A study of the associations of middle-class couples. *Social Forces*, 43, pp. 483-493.
- Bahr, H. M. (1976). The kinship role. In: F. I. Nye (Eds), *Role structure and analysis of the family*. Beverly Hills: Sage, pp. 61-79.
- Beck, U. (1986). *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bengtson, V. L. (2001). Beyond the nuclear family: The increasing importance of multi-generational bonds. *Journal of Marriage and the Family*, 63, pp. 1-16.
- Bengtson, V. L., Rosenthal, C. J. & Burton, L. M. (1990). Families and aging: Diversity and heterogeneity. In: R. H. Binstock & L. K. George (Eds), *Handbook of aging and the social sciences*. New York: Academic Press (3rd ed.), pp. 263-287.
- Bott, E. (1971). *Family and social network*. London: Tavistock Publications (2nd ed.).
- Bruckner, E., Knaup, K. & Müller, W. (1993). *Soziale Beziehungen und Hilfeleistungen in modernen Gesellschaften*. Mannheim: Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung (Arbeitspapier AB I, Nr. 1).
- Bundesministerium für Familie und Senioren (1994) (Hrsg.). *Fünfter Familienbericht. Familien und Familienpolitik im geeinten Deutschland*. Bonn: Bundesministerium für Familie und Senioren.
- Cantor, M. H. (1979). Neighbors and friends: An overlooked resource in the informal support system. *Research on Aging*, 1, pp. 435-463.
- Carstensen, L. L. (1991). Selectivity theory: Social activity in life-span context. In: K. W. Schaie (Ed.), *Annual review of geriatrics and gerontology*. New York: Springer, pp. 195-217.
- Carstensen, L. L. (1992). Social and emotional patterns in adulthood: Support for socioemotional selectivity theory. *Psychology and Aging*, 7, pp. 331-338.
- Coleman, J. S. (1991). *Grundlagen der Sozialtheorie*, Bd. 1: Handlungen und Handlungssysteme. München: Oldenbourg.
- Connidis, I. A. & Davies, L. (1992). Confidants and companions: Choices in later life. *Journal of Gerontology*, 47, pp. 115-122.
- Demo, D. H. & Allan, K. R. (1996). Diversity within lesbian and gay families: Challenges and implications for family theory and research. *Journal of Social and Personal Relationships*, 13, pp. 415-434.
- Diewald, M. (1991). *Soziale Beziehungen: Verlust oder Liberalisierung. Soziale Unterstützung in informellen Netzwerken*. Berlin: Edition Sigma.
- Diewald, M. (1998). Persönliche Bindung und gesellschaftliche Veränderungen – Zum Wandel von Familien- und Verwandtschaftsbeziehungen in Ostdeutschland nach der Wende. In: M. Wagner & Y. Schütze (Hrsg.), *Verwandtschaft. Sozialwissenschaftliche Beiträge zu einem vernachlässigten Thema*. Stuttgart: Enke, S. 183-202.

- Diewald, M. (2003). Kapital oder Kompensation? Erwerbsbiografien von Männern und die sozialen Beziehungen zu Verwandten und Freunden. *Berliner Journal für Soziologie*, 13, S. 213-238.
- di Leonardo, M. (1992). The female world of cards and holidays: Women, families, and the work of kinship. In: B. Thorne & M. Yalom (Eds), *Rethinking the family*. Boston: Longman, pp. 246-261.
- Durkheim, E. (1921). La famille conjugale. *Revue Philosophique de la France et de l'étranger*, 91, p. 1-14.
- Engstler, H. & Menning, S. (2003). *Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik*. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.
- Esser, H. (1979). Methodische Konsequenzen gesellschaftlicher Differenzierung, *Zeitschrift für Soziologie*, 8, S. 14-27.
- Esser, H. (1996). *Soziologie. Allgemeine Grundlagen*. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Feld, S. L. (1981). The focused organization of social ties. *American Journal of Sociology*, 86, pp. 1015-1035.
- Firth, R. (1956) (Ed.). *Two studies of kinship in London*. London: Berg Publishers.
- Fischer, C. S. (1977). Perspectives on community and personal relationships. In: C. S. Fischer (Ed.), *Networks and places. Social relations in the urban setting*. New York: Free Press, pp. 1-16.
- Fischer, C. S. (1982). *To dwell among friends: Personal networks in town and city*. Chicago: University Press (2nd ed.).
- Gaulin, S. J. C., McBurney, D. H. & Brakeman-Wartell, S. L. (1997). Matrilineal biases in the investment of aunts and uncles. *Human Nature*, 8, pp. 139-151.
- Gerstel, N. & Gallagher, S. K. (1993). Kinkeeping and distress: Gender, recipients of care, and work-family conflict. *Journal of Marriage and the Family*, 55, pp. 598-607.
- Goode, W. J. (1963). *World revolution and family patterns*. New York: Free Press.
- Granovetter, M. S. (1973). The strength of weak ties. *American Journal of Sociology*, 78, pp. 1360-1380.
- Hays, W. C. & Mindel, C. H. (1973). Extended kinship relations in black and white families. *Journal of Marriage and the Family*, 35, pp. 51-57.
- Hill, P. B. & Kopp, J. (2006). *Familiensoziologie. Grundlagen und theoretische Perspektiven*. Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften (4. Aufl.).
- Hoier, S., Euler, H. A. & Hänze, M. (2001). Diskriminative Fürsorglichkeit von Tanten und Onkeln. Eine empirische Untersuchung aus evolutionstheoretischer Perspektive. *Zeitschrift für Differenzielle und Diagnostische Psychologie*, 22, S. 206-215.
- Hollstein, B. (2002). *Soziale Netzwerke nach der Verwitwung. Eine Rekonstruktion der Veränderung informeller Beziehungen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Homans, G. C. (1968). *Elementarformen sozialen Verhaltens*. Köln/Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Hoyt, D. R. & Babchuk, N. (1983). Adult kinship networks: The selective formation of intimate ties with kin. *Social Forces*, 62, pp. 84-101.
- Jakoby, N. (2008). *(Wahl-)Verwandschaft – Zur Erklärung verwandtschaftlichen Handelns*. Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften.
- Jakoby, N. & Kopp, J. (2006). Verwandschaft. In: B. Schäfers, & J. Kopp (Hrsg.), *Grundbegriffe der Soziologie*. Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften (9. Aufl.), S. 339-342.
- Johnson, C. L. (1982). Sibling solidarity. Its origin and functioning in Italian-American families. *Journal of Marriage and the Family*, 44, pp. 155-167.
- Johnson, C. L. (2000a). Perspectives on American kinship in the later 1990s. *Journal of Marriage and the Family*, 62, pp. 623-639.

- Johnson, C. L. (2000b). Kinship and gender. In: D. H. Demo, K. R. Allen & M. A. Fine (Eds), *Handbook of family diversity*. New York/Oxford: Oxford University Press, pp. 129-148.
- Johnson, C. L. & Catalano, D. H. (1981). Childless elderly and their family supports. *The Gerontologist*, 21, pp. 610-618.
- Kaiser, P. (1993). Beziehungen in der erweiterten Familie und unterschiedlichen Familienformen. In: A. E. Auhagen & M. von Salisch (Hrsg.), *Zwischenmenschliche Beziehungen*. Göttingen: Hogrefe, S. 143-172.
- Kim, A. (2001). *Familie und soziale Netzwerke. Eine komparative Analyse persönlicher Beziehungen in Deutschland und Südkorea*. Opladen: Leske + Budrich.
- Klatzky, S. R. (1971). *Patterns of contact with relatives*. Washington D.C.: American Sociological Association.
- Knipscheer, K. (1987). *Perspektiven für die Mehrgenerationenfamilie in einer sich wandelnden Gesellschaft*. In: Deutsches Zentrum für Altersfragen (Hrsg.), *Die ergraute Gesellschaft*. Berlin: DZA, S. 424-438.
- Kon, I. S. (1979). *Freundschaft: Geschichte und Sozialpsychologie der Freundschaft als soziale Institution und individuelle Beziehung*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- König, R. (1974). *Die Familie der Gegenwart. Ein interkultureller Vergleich*. München: C.H. Beck.
- König, R. (1976). Soziologie der Familie. In: R. König & L. Rosenmayr (Hrsg.), *Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 7: Alter und Familie*. Stuttgart: Enke (2. Auflage), S. 1-217.
- Künemund, H. & Hollstein, B. (2000). Soziale Beziehungen und Unterstützungsnetzwerke. In: M. Kohli & H. Künemund (Hrsg.), *Die zweite Lebenshälfte. Gesellschaftliche Lage und Partizipation im Spiegel des Alters-Survey*. Opladen: Leske + Budrich, S. 213-276.
- Lang, F. R. & Schütze, Y. (1998). Verfügbarkeit und Leistungen verwandtschaftlicher Beziehungen im Alter. In: M. Wagner & Y. Schütze (Hrsg.), *Verwandtschaft. Sozialwissenschaftliche Beiträge zu einem vernachlässigten Thema*. Stuttgart: Enke, S. 163-182.
- Lee, G. R. (1980). Kinship in the Seventies: A decade of research and theory. *Journal of Marriage and the Family*, 42, pp. 923-934.
- Lee, T. S. (1990). Sibling relationships in adulthood: Contact patterns and motivations. *Journal of Marriage and the Family*, 52, pp. 431-440.
- Leigh, G. K. (1982). Kinship interaction over the family life span. *Journal of Marriage and the Family*, 44, pp. 197-208.
- Litwak, E. (1985). *Helping the elderly. The complementary roles of informal networks and formal systems*. New York: Guilford Press.
- Litwak, E. & Kulis, S. (1987). Technology, proximity, and measures of kin support. *Journal of Marriage and the Family*, 49, pp. 649-661.
- Litwak, E. & Szelenyi, I. (1969). Primary group structures and their functions: Kin, neighbors, and friends. *American Sociological Review*, 34, pp. 465-481.
- Lopata, H. Z. (1978). Contributions of extended families to support networks of metropolitan area widows: Limitations of the modified kin network. *Journal of Marriage and the Family*, 40, pp. 355-364.
- Lucke, D. (1998). Verwandtschaft im Recht – Rechtssoziologische Aspekte verwandtschaftlicher Beziehungen. In: M. Wagner & Y. Schütze (Hrsg.), *Verwandtschaft. Sozialwissenschaftliche Beiträge zu einem vernachlässigten Thema*. Stuttgart: Enke, S. 59-89.
- Lüschen, G. (1989). Verwandtschaft, Freundschaft, Nachbarschaft. In: R. Nave-Herz, & M. Markefka (Hrsg.), *Handbuch der Familien- und Jugendforschung. Bd. 1: Familienforschung*. Neuwied/Frankfurt a.M.: Luchterhand, S. 435-452.
- Lüscher, K. (2000). Die Ambivalenz von Generationenbeziehungen – Eine allgemeine heuristische Hypothese. In: M. Kohli & M. Szydlik (Hrsg.), *Generationen in Familie und Gesellschaft*. Opladen: Leske + Budrich, S. 138-161.

- Marbach, J. H. (1989). Soziale Netzwerke von Familien – Wer hat, dem wird gegeben. In: Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.), *Familienalltag. Ein Report des Deutschen Jugendinstituts*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 82-120.
- Marbach, J. H. (1998). Verwandtschaftsbeziehungen und Abstammung – Eine Prüfung soziobiologischer und ethnologischer Thesen mit Hilfe familiensoziologischer Daten. In: M. Wagner & Y. Schütze (Hrsg.), *Verwandtschaft. Sozialwissenschaftliche Beiträge zu einem vernachlässigten Thema*. Stuttgart: Enke, S. 91-126.
- Marsden, P. V. (1987). Core discussion networks of Americans. *American Sociological Review*, 22, pp. 122-131.
- Matthews, S. H. (2005). Reaching beyond the dyad: Research on adult siblings. In: V. L. Bengtson, A. C. Acock, K. R. Allen, P. Dilworth-Anderson & D. M. Klein (Eds), *Sourcebook of family theory and research*. Thousand Oaks: Sage, pp. 181-184.
- Mayntz, R. (1955). *Die moderne Familie*. Stuttgart: Enke.
- Mayr-Kleffel, V. (1991). *Frauen und ihre sozialen Netze. Auf der Suche nach einer verlorenen Ressource*. Opladen: Leske + Budrich.
- Moore, G. (1990). Structural determinants of men's and women's personal networks. *American Sociological Review*, 55, pp. 726-735.
- Milardo, R. M. (2005). Generative uncle and nephew relationships. *Journal of Marriage and the Family*, 67, pp. 1226-1236.
- Nauck, B. & Kohlmann, A. (1998). Verwandtschaft als soziales Kapital – Netzwerkbeziehungen in türkischen Migrantenfamilien. In: M. Wagner & Y. Schütze (Hrsg.), *Verwandtschaft. Sozialwissenschaftliche Beiträge zu einem vernachlässigten Thema*. Stuttgart: Enke, S. 203-235.
- Nave-Herz, R. (1998). Die These über den „Zerfall der Familie“. In: J. Friedrichs, M. R. Lepsius & K. U. Mayer (Hrsg.), *Die Diagnosefähigkeit der Soziologie*. Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Bd. 38, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 286-315.
- Nye, F. I. (1979). Choice, exchange, and the family. In: W. R. Burr, R. Hill, F. I. Nye, & I. L. Reiss (Eds), *Contemporary theories about the family, Volume 2*. New York/London: The Free Press, pp. 1-41.
- Pappi, F. U. & Melbeck, C. (1988). Die sozialen Beziehungen städtischer Bevölkerungen. In: J. Friedrichs (Hrsg.), *Soziologische Stadtforschung*. Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Bd. 29, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 223-250.
- Parsons, T. (1943). The kinship system of the contemporary United States. *American Anthropologist*, 45, pp. 22-38.
- Pasternak, B., Ember, C. R. & Ember, M. (1997). *Sex, gender and kinship. A cross-cultural perspective*. Upper Saddle River, NJ: Prentice Hall.
- Peukert, R. (2002). *Familienformen im sozialen Wandel*. Opladen: Leske + Budrich (4. Aufl.).
- Post, W., van Poppel, F., van Imhoff, E. & Kruse, E. (1997). Reconstructing the extended kin network in the Netherlands with genealogical data: Methods, problems, and results. *Population Studies*, 51, pp. 263-278.
- Reiss, P. J. (1962). The extended kinship system: Correlates of attitudes on frequency of interaction. *Marriage and Family Living*, 24, pp. 333-339.
- Riley, M. W. (1983). The family in aging society: A matrix of latent relationships. *Journal of Family Issues*, 4, pp. 439-454.
- Roberts, E. L., Richards, L. N. & Bengtson, V. L. (1991). Intergenerational solidarity in families: Untangling the ties that bind. *Marriage and Family Review*, 16, pp. 11-46.
- Roschelle, A. R. (1997). *No more kin. Exploring race, class, and gender in family networks*. Thousand Oaks: Sage.

- Rosenthal, C. J. (1985). Kinkeeping in the familial division of labor. *Journal of Marriage and the Family*, 47, pp. 965-974.
- Rossi, A. S. & Rossi, P. H. (1990). *Of human bonding. Parent-child relations across the life course*. New York: de Gruyter.
- Scholz, E., Harkness, J. & Klein, S. (2003). *ISSP 2001 Germany. Social Networks II: Social relations and support systems. ZUMA report on the German study*. Mannheim: ZUMA (ZUMA Methodenbericht 16/2003).
- Schütze, Y. & Wagner, M. (1998). Verwandtschaft – Begriff und Tendenzen der Forschung. In: M. Wagner & Y. Schütze (Hrsg.), *Verwandtschaft. Sozialwissenschaftliche Beiträge zu einem vernachlässigten Thema*. Stuttgart: Enke, S. 8-16.
- Shanas, E. (1973). Family-kin networks and aging in cross-cultural perspective. *Journal of Marriage and the Family*, 35, pp. 505-511.
- Shanas, E. (1979). Social myth as hypothesis: The case of family relations of old people. *The Gerontologist*, 19, pp. 3-9.
- Stack, C. B. (1974). *All our kin: Strategies for survival in a Black community*. New York: Harper & Row.
- Statistisches Bundesamt (2006) (Hrsg.). *Datenreport 2006. Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Sweetser, D. A. (1963). Asymmetry in intergenerational family relationships. *Social Forces*, 41, pp. 346-352.
- Szydlik, M. (2000). Lebenslange Solidarität? Generationenbeziehungen zwischen erwachsenen Kindern und Eltern. Opladen: Leske + Budrich.
- Thibaut, J. & Kelley, H. (1959). *The social psychology of groups*. New York: Wiley.
- Troll, L. E. (1971). The family of later life: A decade review. *Journal of Marriage and the Family*, 33, pp. 263-290.
- Uhlenberg, P. (1996). Mutual attraction: Demography and life-course analysis, *The Gerontologist*, 36, pp. 226-229.
- van der Poel, M. (1993). *Personal networks. A rational-choice explanation of their size and composition*. Lisse: Swets & Zeitlinger.
- Verbrugge, L. M. (1979). Multiplexity in adult friendships. *Social Forces*, 57, pp. 1286-1309.
- Wagner, M. & Schütze, Y. (1998) (Hrsg.). *Verwandtschaft. Sozialwissenschaftliche Beiträge zu einem vernachlässigten Thema*. Stuttgart: Enke.
- Waite, L. & Harrison, S. (1992). Keeping in touch: How women in mid-life allocate social contacts among kith and kin. *Social Forces*, 70, p. 637-655.
- Walker, A. J., Allen, K. R. & Connidis, I. A. (2005). Theorizing and studying sibling ties in adulthood. In: V. L. Bengtson, A. C. Acock, K. R. Allen, P. Dilworth-Anderson & D. M. Klein (Eds), *Sourcebook of family theory and research*. Thousand Oaks: Sage, pp. 161-181.
- Wegener, B. (1987). Vom Nutzen entfernter Bekannter. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 39, S. 278-302.
- Wenger, G. C. & Burholt, V. (2001). Differences over time in older people's relationships with children, grandchildren, nieces and nephews in rural North Wales. *Ageing and Society*, 21, pp. 567-590.
- Wenger, G. C., Scott, A. & Patterson, N. (2000). How important is parenthood? Childlessness and support in old age in England. *Ageing and Society*, 20, pp. 161-182.
- Weston, K. (1991). *Families we choose. Lesbians, gays, kinship*. New York: Columbia University Press.
- Wolf, C. (2004). Egozentrierte Netzwerke. Erhebungsverfahren und Datenqualität. In: A. Diekmann (Hrsg.), *Methoden der Sozialforschung. Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Bd. 44, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 244-273.

Eingereicht am/Submitted on: 16.07.2007

Angenommen am/Accepted on: 30.05.2008

Anschrift der Autorin/Address of the author:

Dr. Nina Jakoby
Universität Zürich
Soziologisches Institut
Andreasstrasse 15
CH-8050 Zürich
Schweiz

E-mail: jakoby@soziologie.uzh.ch

Simone Gmelch, Guy Bodenmann, Nathalie Meuwly,
Thomas Ledermann, Olga Steffen-Sozinova & Katja Striegl

Dyadisches Coping Inventar (DCI):

Ein Fragebogen zur Erfassung des partnerschaftlichen
Umgangs mit Stress

Dyadic Coping Inventory (DCI): A questionnaire assessing dyadic coping in
couples

Zusammenfassung

Stress und Stressbewältigung werden innerhalb von Partnerschaften zunehmend als dyadische Phänomene begriffen. Um dieser Sichtweise diagnostisch Rechnung zu tragen, wird das Dyadische Coping Inventar (DCI) zur Erfassung des partnerschaftlichen Umgangs mit Stress vorgestellt. Es handelt sich dabei um eine Weiterentwicklung des Fragebogens zum dyadischen Coping (FDCT-N, Bodenmann 2000). Die faktorielle und psychometrische Überprüfung erfolgte an insgesamt $N = 2399$ Personen. Die Ergebnisse sprechen für die Testgüte des Instruments. Die theoretisch postulierte Faktorenstruktur konnte durch Faktorenanalysen empirische Evidenz finden. Die internen Konsistenzen fielen insgesamt gut aus, die Test-Retest-Korrelationen lagen erwartungsgemäß im mittleren Bereich. Die Konstruktvalidität war ebenfalls gut, die kriterienbezogene Validität befriedigend. Weiterhin werden Cut-Off-Werte präsentiert, die erlauben, Paare nach der Güte des dyadischen Copings einzuteilen.

Das DCI eignet sich gleichermaßen für klinische Fragestellungen (z.B. Interventionsforschung), Partnerschaftsdiagnostik und Therapieevaluation sowie für entwicklungs- oder gesundheitspsychologische Fragestellungen.

Schlagwörter: Partnerschaft, dyadisches Coping, Unterstützung, Diagnostik, Partnerschaftszufriedenheit.

Abstract

Stress and coping in couples are increasingly conceptualized as dyadic phenomena. One tool for the assessment of dyadic coping processes in couples is the Dyadic Coping Inventory (DCI), a further development of the formerly used Dyadic Coping Questionnaire (FDCT-N, Bodenmann 2000). The psychometrics of the Dyadic Coping Inventory (DCI) have been examined in a large validation study involving a total of $N = 2,399$ subjects. The results provide empirical evidence for the quality of the test. The theoretically postulated dimensions of dyadic coping were empirically supported by factor analyses. The internal consistencies of the total scale and the different subscales were good. The test-retest-correlation reveals that the questionnaire is sensitive for change. The construct validity is given, the criterion validity satisfactory. Furthermore cut-off criteria are presented to differentiate between couples depending on their quality of dyadic coping. The DCI is suitable for clinical research (e.g. intervention research), couples diagnostic, evaluation of couples therapy, developmental or health psychology.

Key words: Marriage, dyadic coping, social support, diagnostic, marital satisfaction.

Einleitung

Lange Zeit wurden Stress und Stressbewältigung (Coping) als rein individuumszentrierte Konzepte aufgefasst, welche – beruhend auf subjektiven Einschätzungsprozessen – unabhängig vom sozialen Kontext stattfinden (vgl. z.B. Lazarus & Folkman 1984; Pearlin & Schooler 1978; Wolf 1987). Seit Beginn der 1990er Jahre setzte sich international zeitgleich die Einsicht durch (Bodenmann 1990; Bodenmann/Perrez 1991; DeLongis & O'Brien 1990; Coyne & Smith 1991, 1994), dass diesbezüglich insbesondere innerhalb von Partnerschaften, von bedeutsamen wechselseitigen Beeinflussungsprozessen auszugehen ist. Diese soziale Dimension von Stress und Stressbewältigung findet seither verstärkte Berücksichtigung: einerseits für Partnerschaften (vgl. z.B. Berg et al. 1998; Bodenmann 1995, 1997, 2000; Cutrona 1996; Kayser et al. 1999), andererseits erweitert auf von Stress betroffene Personengruppen (vgl. z.B. Hobfoll 1998; Lyons et al. 1998; Buchwald et al. 2004). Ausführungen zur unterstützenden Rolle des Partners finden sich zudem in der sozialen Unterstützungsforschung (z.B. Barbee 1990; Williamson & Clark 1992; Winkler & Klauer 2003), wobei mehrheitlich die spezifischen Qualitäten partnerschaftlicher Unterstützung in Abgrenzung zum sonstigen sozialen Netzwerk zu wenig ausdifferenziert wurden.

Insgesamt ist festzuhalten, dass Überlegungen zu Stress und Coping in Partnerschaften zwar in verschiedenen Forschungsbereichen thematisiert werden, vielfach jedoch zu wenig in eine umfassende theoretische Konzeptionen eingebettet, mit entsprechenden Messinstrumenten ergänzt und einer empirischen Überprüfung unterzogen werden.

Seit Beginn der 1990er Jahre wurde von Bodenmann aufbauend auf der transaktionalen Stresstheorie von Lazarus und Folkman (1984) ein umfassendes Konzept des dyadischen Copings für Partnerschaften ausgearbeitet und seither fortlaufend empirisch überprüft und weiter entwickelt (vgl. z.B. Bodenmann 1990; Bodenmann & Perrez 1991; Bodenmann 1995, 1997, 2000, 2004).

Die wesentlichen Grundannahmen des Ansatzes bestehen darin, sowohl Stress als auch Coping innerhalb von Partnerschaften konsequent als dyadische (systemisch-prozessuale) Phänomene zu begreifen (Bodenmann 2000). Dabei werden zwei partnerschaftlich relevante Arten von Stress unterschieden: (a) indirekt dyadenrelevanter Stress, der außerhalb der Partnerschaft entsteht (z.B. im Berufsleben) und – sofern er nicht effizient individuell bewältigt werden kann – als paarexterner Stress in die Partnerschaft hinein getragen wird und (b) direkt dyadenrelevanter Stress, d.h. paarinterner Stress, der entweder zwischen beiden Partnern entsteht (z.B. aufgrund von Meinungsverschiedenheiten) oder aber beide Partner gleichermaßen betrifft, da es um ein für beide relevantes Thema geht (z.B. Probleme mit den Kindern).

Auf dieser Basis wird dyadisches Coping als Bemühung verstanden, sich (a) bei *indirekt* partnerschaftsrelevantem Stress an der Stressbewältigung des Partners zu beteiligen und (b) bei *direkt* dyadenrelevantem Stress an der gemeinsamen Stressbewältigung mitzuwirken. Ziel ist es, die Homöostase des vom Stress primär betroffenen Partners, des Paarsystems oder anderer Systeme wieder herzustellen (Bodenmann 1995, S. 63).

Der Stress-Coping-Prozess ist konzipiert als Abfolge aus der Stresskommunikation der gestressten Person, die – sofern vom Partner wahrgenommen – eine

Antwortreaktion im Sinne des dyadischen Copings nach sich zieht (Bodenmann 2000).

Folgende Formen des dyadischen Copings werden dabei unterschieden: *Positives supportives dyadisches Coping* bezeichnet emotions- und sachbezogene Unterstützungsformen, welche dem Partner die Bewältigungsarbeit nicht abnehmen, sondern dessen Copingbemühungen unterstützen, z.B. empathisches Verständnis (emotionsbezogen) oder Mithilfe bei der Analyse der Probleme (sachbezogen). Beim *delegierten dyadischen Coping* wird die gestresste Person unterstützt, indem der Partner stellvertretend Aufgaben und Tätigkeiten übernimmt. *Negatives supportives dyadisches Coping* umfasst supportive Bemühungen, welche feindselige, ambivalente oder floskelhafte Elemente enthalten, wie etwa den Partner bei der Unterstützung gleichzeitig zu kritisieren. Weiterhin ist dyadenrelevanter Stress durch *gemeinsames dyadisches Coping* bewältigbar, im Sinne von Aktivitäten, an denen beide Partner symmetrisch teilhaben. Dies kann sachbezogen (z.B. faire Aufteilung bei der Umsetzung der Lösungen) oder emotionsbezogen (z.B. Austausch von Zärtlichkeiten) stattfinden.

Es wurden von Bodenmann verschiedene Messinstrumente (Fragebogen, Interview, Kategoriensystem zur Verhaltensbeobachtung) zur Erfassung des dyadischen Copings konzipiert (vgl. Bodenmann 2000). Beim dyadischen Coping Inventar (DCI) handelt es sich um einen Fragebogen, der entsprechend der dargestellten theoretischen Konzeption aufgebaut ist. Die genannten Bestandteile des dyadischen Copingprozesses (Stresskommunikation, supportives, delegiertes, negatives und gemeinsames dyadisches Coping) bilden dabei die Subskalen. Diese werden außer beim gemeinsamen dyadischen Coping und der abschließenden Evaluationsskala jeweils in zwei itemparallelen Formen für das eigene Verhalten (Selbsteinschätzung) sowie das Verhalten des Partners (Partnereinschätzung) erfasst. Beide Partner schätzen demnach eigenes Verhalten, Verhalten des Partners und gemeinsames Verhalten ein (vgl. Tab. 1).

Nutzen des dyadischen Copings und Zusammenhang zu anderen Konstrukten

Der Nutzen von dyadischem Coping geht über die direkte Entlastung bzgl. der Stresssituation (stressbezogene Aspekte) hinaus, da durch wiederholt erhaltene Unterstützung eine kognitive Repräsentation des Partners als hilfreich, vertrauenswürdig und unterstützend aufgebaut werden kann. Dadurch kann die Partnerschaft zu einem Ort von Sicherheit, Verbundenheit und Geborgenheit werden (beziehungsbezogener Aspekt), was sich längerfristig positiv auf die Partnerschaftsqualität und -stabilität auswirkt (vgl. Baas & Schmitt 2004; Bodenmann 2000; Bodenmann & Cina 2005; Schwarzer & Busch 2005).

So werden als *konvergente Konstrukte* zum DCI Maße zur Partnerschaftsqualität herangezogen. Einen weiteren konvergenten Aspekt stellt die partnerschaftliche Kommunikation dar, da dyadisches Coping großen Teils über das Medium der Kommunikation vermittelt wird.

Individuelles Coping wurde vor dem theoretischen Hintergrund des Kaskadenmodells (Bodenmann 2000) als *divergentes Konstrukt* gewählt. Dabei wird davon

ausgegangen, dass es sich bei der Stressbewältigung um einen gestuften Prozess handelt, der mit individuellen Bewältigungsbemühungen beginnt, die schrittweise um Unterstützungsformen aus dem Umfeld (zunächst dyadisches Coping, dann soziale Unterstützung) ergänzt werden, sofern die individuellen Bemühungen nicht ausreichen. So sind individuelles und dyadisches Coping als eigenständige Konstrukte definiert, wenn auch gewisse Überlappungen zu erwarten sind.

Tab. 1: Subskalen und Struktur des DCI mit Beispielitems

	Eigenes DC [E]	Wahrgenommenes DC des Partners [P]	Item- zahl
	Beispielitems		
Stresskommuni- kation [Stressk.]	„Ich sage meinem Partner/meiner Partnerin offen, wenn ich gestresst bin und seine/ihre emotionale Unterstützung brauche.“	„Er/sie zeigt mir, dass er/sie sich belastet fühlt und es ihm/ihr schlecht geht.“	je 4
Positives supportives DC [Supp. DC]	„Ich solidarisiere mich mit ihm/ihr, sage ihm/ihr, dass ich dieses Gefühl auch kenne und halte zu ihm/ihr.“	„Er/sie gibt mir das Gefühl, dass er/sie mich versteht, und dass ihn/sie mein Stress interessiert.“	je 5
Negatives supportives DC [Neg. DC]	„Ich helfe ihm/ihr zwar, doch bin ich nicht motiviert und finde, dass er/sie selber besser mit seinen Problemen umgehen sollte.“	„Er/sie macht mir Vorwürfe, dass ich zu wenig gut mit Stress umgehen kann.“	je 4
Delegiertes DC [Del. DC]	„Ich packe zu, wenn er/sie zuviel zu tun hat, um ihn/sie zu entlasten.“	„Er/sie übernimmt Aufgaben und Tätigkeiten, die ich sonst mache, um mich zu entlasten.“	je 2
Gemeinsames DC [Gem. DC]	„Wir versuchen, das Problem gemeinsam zu bewältigen und konkrete Lösungen zu suchen.“		5
Evaluation [Eval. DC]	„Ich empfinde die Unterstützung meines Partners/meiner Partnerin und unseren gemeinsamen Umgang mit Stress als wirksam.“		2
			37

Anmerkung:

Für die vollständige Version des Fragebogens sowie weiterführende Informationen sei auf Bodenmann (2008) verwiesen.

Hinsichtlich der *kriterienbezogenen Validität* wurden Außenkriterien aus dem Bereich Familie und Befinden gewählt. Hat ein Paar gut ausgeprägte dyadische Copingfähigkeiten, hat es bessere Möglichkeiten, Stresskumulationsprozesse zu unterbinden: Beispielsweise kann so verhindert werden, dass Stress, der durch einen Partner von außen in die Beziehung hinein getragen wird, zu internen Konflikten führt (Bodenmann 2000). Interne Konflikte zwischen den Partnern wirken sich wiederum negativ auf das Familienklima aus, da Streitigkeiten auf Elternseite viel Energie absorbieren, die nicht mehr für die Familie zur Verfügung steht (z.B. Belsky 1984; Grych 2002). Die Kinder sind der spannungsgeladenen Atmosphäre zwischen den Eltern ausgesetzt (Bodenmann 2003) und entwickeln mit höherer Wahrscheinlichkeit selbst Verhaltensprobleme (z.B. Benzie et al. 2004; Papp et al. 2004). Es zeigt sich hier zudem, dass Paare mit geringerer Partnerschaftsqualität auch mehr Konflikte bzgl. der Kindererziehung haben. Auf individueller Ebene sollte das dy-

dische Coping durch seine stressreduzierende und beziehungsvertiefende Wirkung positive Effekte auf die allgemeine Lebenszufriedenheit sowie das psychische und möglicherweise auch das physische Befinden haben (Pihet et al. 2007).

Methoden

Skalenkonstruktion

Die Items des DCI sind aus Vorversionen des Fragebogens zur Erfassung des Dyadischen Copings als Tendenz (FDCT) gewonnen worden. Aus ursprünglich 68 Items wurden mittels itemanalytischer Überprüfung (Trennschärfe, Itemverteilung und -schwierigkeit) und inhaltlichen Überlegungen die besten 35 Items (plus zwei Evaluationsitems) extrahiert, welche den theoretisch formulierten Skalen zum dyadischen Coping zugeordnet werden können. Die Subskalen des DCI unterscheiden sich von denen der Vorversion nicht, es wurde lediglich aufgrund der angestrebten Erhöhung der Ökonomie (deutlich verringerte Itemzahl, einfachere Handhabbarkeit) darauf verzichtet, die einzelnen Subskalen, z.B. supportives dyadisches Coping noch einmal weiter zu unterteilen in emotionsbezogene und problembezogene Strategien. Alle Items werden auf einer fünfstufigen Häufigkeitsskala beantwortet (1 = sehr selten bis 5 = sehr oft).

Stichprobe

Die Validierungsstichprobe setzt sich aus insgesamt 2.399 Personen zusammen, die in einer heterosexuellen Partnerschaft leben. Diese aggregierte Gesamtstichprobe bildet die Basis für die Auswertungen (siehe Tabelle 2). Es handelte es sich dabei um Personen (55.3% Frauen; 44.7% Männer) durchschnittlich mittleren Alters (36.3 Jahre), welche seit gut 12 Jahren in einer Partnerschaft lebten (71.2% verheiratet) und im Mittel 1.5 Kinder hatten. Der überwiegende Teil der Gesamtstichprobe war Schweizer Nationalität (81.1%). Für gewisse Fragestellungen (Test-Retest-Korrelation, konstrukt-/kriterienbezogene Validität) konnten nur diejenigen Teilstichproben einbezogen werden, von denen Daten zu verschiedenen Messzeitpunkten oder beispielsweise familiäre Aspekte mit erhoben werden konnten. Angaben zu diesen Teilstichproben finden sich ebenfalls in Tabelle 2. Beziehen sich Ergebnisse nicht auf die Gesamtstichprobe, ist dies jeweils im Text oder in den Tabellen angegeben.

Tab. 2 : Stichprobenbeschreibung

		Gesamtstichprobe			Stichprobe 1 (Paardaten)		Stichprobe 2 (Paardaten)		Stichprobe 3 (Einzelpersonen)		
		Frauen	Männer	Gesamt	Frauen	Männer	Frauen	Männer	Frauen	Männer	Gesamt
		(N = 1327)	(N = 1072)	(N = 2399)	(N = 443)	(N = 443)	(N = 281)	(N = 281)	(N = 144)	(N = 117)	(N = 261)
Alter	<i>M</i>	35.02	37.93	36.32	32.70	35.10	37.34	39.26	41.11	46.46	43.42
	<i>(SD)</i>	(9.89)	(10.43)	(10.24)	(13.44)	(13.87)	(4.55)	(4.90)	(9.33)	(8.61)	(9.51)
	<i>Range</i>	17-82	17-81	17-82	17-82	17-82	27-52	28-58	19-81	19-60	19-81
Partner- schaftsdauer (in Jahren)	<i>M</i>	11.93	12.46	12.16	11.54	11.53	12.76	12.71	15.45	18.52	16.84
	<i>(SD)</i>	(8.78)	(9.14)	(8.94)	(11.83)	(11.77)	(5.12)	(5.03)	(8.95)	(9.14)	(9.15)
	<i>Range</i>	0.75-59	0.75-59	0.75-59	0.75-59	0.75-59	1-27	1-24	1-39	2-36	1-39
Anzahl Kinder	<i>M</i>	1.43	1.69	1.54	1.07	1.10	2.27	2.34	1.78	2.01	1.88
	<i>(SD)</i>	(1.24)	(1.27)	(1.26)	(1.25)	(1.31)	(0.85)	(0.85)	(1.27)	(1.41)	(1.34)
	<i>Range</i>	0-6	0-9	0-9	0-6	0-8	1-6	1-6	0-6	0-9	0-9
Verheiratet		70.1%	75.5%	71.2%	44.5%	44.2%	91.8%	93.8%	83.3%	94.0%	88.1%
Schweizer Nationalität		81.8%	80.4%	81.1%	60.6%	60.1%	92.9%	91.8%	87.5%	93.2%	89.4%

Instrumente zur Validierung des DCI

Folgende Instrumente wurden zur Validierung des DCI herangezogen. Die hochgestellte Zahl hinter der Fragebogenabkürzung bezeichnet die Stichprobe, in der das Instrument erhoben wurde und auf welcher die berichteten internen Konsistenzen beruhen.

Messung der Konstruktvalidität

Partnerschaftsfragebogen (PFB¹): Der PFB von Hahlweg (1996) erfasst mittels 31 Items die Qualität der Paarbeziehung anhand einer 4-stufigen Likert-Skala (0: nie/sehr selten, 1: selten, 2: oft, 3: sehr oft). Der Fragebogen erlaubt Aussagen über den Gesamtwert ($\alpha = .90$) sowie über die drei Subskalen: (a) Streitverhalten ($\alpha = .84$; 10 Items), (b) Zärtlichkeit ($\alpha = .88$; 10 Items) und (c) Gemeinsamkeit/Kommunikation ($\alpha = .80$; 10 Items). Die Kriteriums- und Konstruktvalidität des Fragebogens sind in mehreren Untersuchungen nachgewiesen worden (Hahlweg 1996).

Dyadic Adjustment Scale (DAS²): Der 32 Items umfassende Fragebogen von Spanier (1976) wird international am häufigsten zur Erfassung der subjektiven Beziehungsqualität verwendet (deutsche Übersetzung von Klann et al. 2003). Die Einschätzung erfolgt auf einer sechsstufigen Skala (1: immer einig bis 6: immer uneinig). Beziehungsqualität ist über folgende Subskalen operationalisiert: (a) Übereinstimmung, z.B. bzgl. Freizeitgestaltung ($\alpha = .83$; 13 Items), (b) Gefühlsausdruck, z.B. Zuneigung zeigen ($\alpha = .63$; 4 Items), (c) Erfüllung, z.B. Vertrauen ($\alpha = .87$; 10 Items), (d) Zusammenhalt, z.B. Teilen von außerhäuslichen Interessen ($\alpha = .78$; 4 Items). Die Konstrukt- und Kriteriumsvalidität gelten als gut (Klann et al. 2003).

Marital Communication Inventory (MCI³): Dieser international häufig verwendete Kommunikationsfragebogen von Bienvenu (1971), in der deutschen Übersetzung

von Hank et al. (1990), erfasst mittels 46 Items auf einer 4-stufigen Likertskala (0: nie, 1: selten, 2: manchmal, 3: meistens) die folgenden vier Aspekte der dyadischen Kommunikation: (a) Wertschätzung, z.B. Rücksichtnahme ($\alpha = .77$; 12 Items), (b) gegenseitige Beachtung, z.B. Unterstützung ($\alpha = .89$; 17 Items), (c) Aggression, z.B. Herumnörgeln ($\alpha = .87$; 9 Items), (d) gemeinsame, sachliche Diskussion, z.B. effiziente Diskussion von Sachverhalten ($\alpha = .80$; 8 Items). Das Instrument diskriminiert nach einer Untersuchung von Bienvenu (1970) gut zwischen Paaren, die sich in Paarberatung vs. nicht in Paarberatung befanden. Die Konstruktvalidität gilt als gut (Murphy & Mendelson 1973).

Coping Orientations to Problems Experienced Scale (COPE¹): Dieser Fragebogen von Carver und Mitarbeitern (1989) erfasst mit 60 Items 15 individuelle Copingstile (je vier Items) als Trait. Die Items werden auf einer fünfstufigen Likertskala (1: sehr selten, 2: selten, 3: manchmal, 4: oft, 5: sehr oft) gemessen. Es wurde der Gesamtwert verwendet. Da zu dessen Berechnung keine allgemeinen Anweisungen seitens der Autoren vorliegen, erfolgte diese auf theoretischer und faktorenanalytischer Basis (Carver 2007): Es konnte ein Faktor extrahiert werden, auf dem die funktional konnotierten Copingstrategien positiv luden (positive Reinterpretation, aktives Coping, Planung, etc.) und die eher dysfunktionalen Strategien negativ luden (z.B. Substanzgebrauch, Verleugnung, Loslassen vom eigentlichen Ziel, etc.). So gingen die dysfunktionalen Strategien invertiert in den Gesamtwert ($\alpha = .81$) ein.

Messung der kriterienbezogenen Validität

FACES-III²: Dieser Fragebogen von Olson und Mitarbeitern (1979) in der deutschen Übersetzung von Klann et al. (2003) erfasst auf der theoretischen Basis des Circumplexmodells von Olson (1993) die bzgl. des familiären Funktionierens zentralen Dimensionen Kohäsion ($\alpha = .68$; 10 Items) und Adaptabilität ($\alpha = .63$; 10 Items). Der Fragebogen umfasst 20 fünfstufige Items (1: fast nie bis 5: fast immer).

Erziehungs-Konflikt-Skala (EKS²): Die EKS (deutsche Fassung der „Parent Problem Checklist“ von Dadds/Powell 1991) erfasst mit 16 dichotomen Items die Häufigkeit (ja/nein; $\alpha = .89$) und Belastung (sieben Stufen; 1: gar nicht bis 7: sehr stark; $\alpha = .89$) bezüglich partnerschaftlicher Probleme im Zusammenhang mit der Kindererziehung (z.B. Erziehungskonflikte, gegenseitiges Schwächen). Die EKS besitzt eine hinreichende Konsistenz und eine hohe Test-Retest-Reliabilität (Dadds & Powell 1991).

Depression-Anxiety-Stress-Scale (DASS²): Dieser Fragebogen von Lovibond und Lovibond (1995), in der deutschen Übersetzung von Köppe (2001), erfasst bezogen auf die letzte Woche mit 21 Items ($\alpha = .90$) die Häufigkeit/den Schweregrad dreier klinisch relevanter Dimensionen psychischen Befindens: Depression (Dysphorie, Hoffnungslosigkeit etc.), Angst (autonome Erregung, situative Ängstlichkeit etc.) und Stress (chronische, unspezifische Erregung, Irritierbarkeit etc.). Die Einschätzung erfolgt auf einer vierstufigen Skala (1: nie, 4: sehr oft). Der Fragebogen weist eine gute interne Konsistenz (Depression: $\alpha = .87$, Angst $\alpha = .65$, Stress $\alpha = .82$; je 7 Items) und Validität auf und wird in Forschung und Praxis vielfältig eingesetzt. Die deutsche Version hat Köppe (2001) validiert.

Körperliches und psychisches Befinden (PKB²): Diese Kurzskala von Bodenmann-Kehl (1999) erfasst mit jeweils drei Items auf einer sechsstufigen Skala (1: nie bis 6: immer) das somatische und psychische Wohlbefinden. Die beiden Skalen weisen Reliabilitäten von $\alpha = .82$ (körperliches Wohlbefinden) und $\alpha = .86$ (psychisches Wohlbefinden) auf. Der Fragebogen hat sich in mehreren Untersuchungen bisher bewährt und wurde als ökonomisches Maß zur Erfassung des Befindens regelmäßig in der Freiburger Forschergruppe um Bodenmann mit Erfolg eingesetzt.

Fragebogen zur Lebenszufriedenheit (FLZ²) von Henrich und Herschbach (1995). In dieser Untersuchung wurde eine Kurzform mit 8 Items ($\alpha = .73$) verwendet, die erfasst, wie Personen ihre Lebensqualität in verschiedenen Bereichen (z.B. soziale Beziehungen, Freizeit, Familie) bezüglich subjektiver Wichtigkeit und Zufriedenheit einschätzen (1: unzufrieden bis 5: sehr zufrieden). Der FLZ wurde an einer repräsentativen deutschen Stichprobe normiert.

Ergebnisse

Itemkennwerte

Für die Itemkennwerte (Mittelwert, Standardabweichung, Trennschärfe) der einzelnen Skalen sei auf Tabelle 3 verwiesen. Die korrigierten Itemtrennschärfen bewegten sich auf Subskalenebene mit einer einzigen Ausnahme (.26) im mittleren (.30 – .50) bis hohen (> .50) Bereich (vgl. Fisseni 1997). Demnach sind die Items repräsentativ für die Subskalen. Ein ähnliches Bild zeigte sich auf Ebene der aggregierten Skalen, wobei jeweils lediglich ein bis zwei Items unter die Grenze von .30 fielen (vgl. Tabelle 3). Da die aggregierten Skalen unterschiedliche Facetten vereinen (z.B. Stresskommunikation und Unterstützung) ist dies auf dieser Ebene zu erwarten und tolerierbar.

Reliabilität

Die internen Konsistenzen (Cronbach's α) auf Subskalenebene fielen mit Werten zwischen .71 und .92 befriedigend bis sehr gut aus. Bezogen auf die aggregierten Skalen (Eigenes dyadisches Coping, dyadisches Coping des Partners, Gesamtotal) sind die internen Konsistenzen als gut bis sehr gut zu beurteilen (vgl. Tabelle 3). Die Test-Retest-Korrelationen (2 Wochen, vgl. ebenfalls Tabelle 3) lagen zwischen $r_{tt} = .52$ (negatives dyadisches Coping des Partners, Männer) und .80 (Gesamtwert dyadisches Coping, Frauen). Die Stabilität war bei den Frauen durchgängig höher als bei den Männern, wobei alle Unterschiede signifikant ($p < .05$) waren mit Ausnahme des eigenen supportiven, negativen und delegierten dyadischen Copings.

Tab. 3: Mittelwerte, Standardabweichungen, Trennschärfen, Cronbach's-Alpha und Test-Retest-Korrelationen der Subskalen des DCI (Gesamtstichprobe; bei Test-Retest-Korrelationen Stichprobe I)

Items	Anzahl Items	Skalenbreite	M (SD)		Bereich $r_{(E-V)}$		Cronbach's α		Test-Retest-Korrelation (r_t)	
			Frauen	Männer	Frauen	Männer	Frauen	Männer	Frauen	Männer
Stressk. (E)	4	4-20	14.30 (2.93)	12.06 (2.90)	.48-.65	.40-.62	.77	.74	.72	.62
Stressk. (P)	4	4-20	12.18 (3.32)	13.93 (2.80)	.43-.72	.38-.65	.79	.76	.71	.57
Supp. DC (E)	5	5-25	19.01 (3.26)	18.53 (3.12)	.51-.70	.48-.68	.82	.82	.67	.59
Supp. DC (P)	5	5-25	17.80 (4.35)	18.11 (3.76)	.66-.78	.62-.77	.88	.87	.75	.57
Neg. DC (E)	4	4-20	5.93 (2.05)	6.30 (2.11)	.35-.51	.26-.52	.72	.74	.55	.57
Neg. DC (P)	4	4-20	6.51 (2.71)	6.07 (2.23)	.42-.67	.41-.57	.76	.71	.69	.52
Del. DC (E)	2	2-10	6.76 (1.72)	6.92 (1.52)	.70-.70	.67-.67	.82	.80	.60	.58
Del. DC (P)	2	2-10	6.68 (1.89)	6.44 (1.71)	.73-.73	.63-.63	.84	.77	.73	.59
Gem. DC	5	5-25	16.09 (3.78)	15.94 (3.26)	.45-.68	.40-.58	.80	.74	.70	.60
Eval. DC	2	2-10	7.46 (1.94)	7.55 (1.65)	.85-.85	.81-.81	.92	.89	.76	.64
Gesamt DC (E)	15	15-75	58.14 (7.09)	55.21 (6.72)	.18-.67	.16-.65	.84	.82	.75	.62
Gesamt DC (P)	15	15-75	54.14 (9.33)	56.41 (7.74)	.27-.77	.26-.71	.88	.86	.79	.59
Gesamt DCI (ohne Eval.)	35	35-175	128.37 (18.16)	127.56 (15.63)	.19-.69	.17-.72	.93	.92	.80	.64

Anmerkung:

Stressk. (E) = eigene Stresskommunikation; Stressk. (P) = Stresskommunikation des Partners; Supp. DC (E) = eigenes supportives dyadisches Coping; Supp. DC (P) = supportives dyadisches Coping des Partners; Neg. DC (E) = eigenes negatives dyadisches Coping; Neg. DC (P) = negatives dyadisches Coping des Partners; Del. DC (E) = eigenes delegiertes dyadisches Coping; Del. DC (P) = delegiertes dyadisches Coping des Partners; Gem. DC = gemeinsames dyadisches Coping; Eval. DC = Evaluation des dyadischen Copings; Gesamt DC (E) = Gesamtwert eigenes dyadisches Coping; Gesamt DC (P) = Gesamtwert dyadisches Coping des Partners; Gesamt DCI (ohne Eval.) = Gesamttotal des dyadischen Coping-Inventars (ohne Evaluationsitems)

Skaleninterkorrelationen

Die Korrelationsmatrix (vgl. Tab. 4) zeigt, dass die Subskalen des DCI (1-9) gering (<.50; Bühl 2006) bis mittelhoch (<.70; Bühl 2006) miteinander interkorrelierten, was auf eine eher geringe Überlappung hinweist. Dies ist insofern relevant, als bei einer differenzierten Erfassung eines Konzepts – wie es beim dyadischen Coping durch mehrere Subskalen sowie Selbst- und Partnereinschätzung der Fall ist – sichergestellt werden muss, dass die erhobenen Aspekte nicht deckungsgleich sind. Höher fielen die Interkorrelationen erwartungsgemäß zu den zugehörigen aggregierten Subskalen und zum Gesamtwert aus. Die Intra-Paar-Korrelationen zwischen Frauen und Männern, sowie die Korrelationen zwischen Selbst- und Partnereinschätzungen fielen gering bis mittelhoch aus, was die Notwendigkeit unterstreicht, beide Partner und Einschätzungsperspektiven getrennt voneinander zu erfassen.

Tab. 4: Interkorrelationen zwischen den einzelnen Skalen des DCI (Gesamtstichprobe, in Diagonale Stichprobe 1)

Skalen	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
1 Stressk. (E)	.22	.34	.46	.50	-.20	-.25	.29	.43	.42	.43	.75	.51	.64
2 Stressk. (P)	.33	.20	.53	.45	-.12	-.22	.35	.19	.44	.38	.51	.67	.63
3 Supp. DC (E)	.41	.46	.31	.60	-.39	-.38	.35	.31	.58	.51	.85	.64	.78
4 Supp. DC (P)	.47	.47	.63	.36	-.41	-.63	.24	.49	.71	.75	.66	.91	.87
5 Neg. DC (E)	-.16	-.11	-.36	-.34	.23	.62	-.09	-.21	-.37	-.43	-.57	-.45	-.53
6 Neg. DC (P)	-.07 ^a	-.20	-.32	-.48	.57	.39	-.10	-.38	-.49	-.60	-.48	-.74	-.67
7 Del. DC (E)	.26	.36	.35	.25	-.09	-.02 ^b	.28	.38	.24	.21	.55	.34	.44
8 Del. DC (P)	.37	.27	.27	.45	-.13	-.18	.46	.27	.39	.48	.47	.61	.58
9 Gem. DC	.41	.38	.60	.60	-.34	-.32	.25	.33	.47	.67	.62	.59	.81
10 Eval. DC	.35	.36	.53	.70	-.40	-.48	.26	.38	.73	.50	.59	.75	.77
11 Gesamt DC (E)	.73	.47	.83	.66	-.57	-.36	.53	.43	.61	.58	.35	.72	.89
12 Gesamt DC (P)	.45	.71	.62	.89	-.40	-.63	.36	.59	.71	.69	.69	.42	.94
13 Gesamt DCI (ohne Eval.)	.62	.63	.79	.85	-.51	-.53	.46	.54	.77	.73	.90	.91	.50

Anmerkung:

Korrelationen der Frauen befinden sich oberhalb der Diagonale ($N = 1'327$), Korrelationen der Männer unterhalb der Diagonale ($N = 1'072$); Intra-Paar-Korrelationen zwischen Frauen und Männer sind entlang der Diagonale dargestellt und beziehen sich auf die dyadischen Daten aus Stichprobe 1 ($N = 443$). Alle Korrelationen signifikant $p < .001$ (einseitig), außer ^a $p < .05$ und ^b nicht signifikant.

Stressk. (E) = eigene Stresskommunikation; Stressk. (P) = Stresskommunikation des Partners; Supp. DC (E) = eigenes supportives dyadisches Coping; Supp. DC (P) = supportives dyadisches Coping des Partners; Neg. DC (E) = eigenes negatives dyadisches Coping; Neg. DC (P) = negatives dyadisches Coping des Partners; Del. DC (E) = eigenes delegiertes dyadisches Coping; Del. DC (P) = delegiertes dyadisches Coping des Partners; Gem. DC = gemeinsames dyadisches Coping; Eval. DC = Evaluation des dyadischen Copings; Gesamt DC (E) = Gesamtwert eigenes dyadisches Coping; Gesamt DC (P) = Gesamtwert dyadisches Coping des Partners; Gesamt DCI (ohne Eval.) = Gesamttotal des dyadischen Coping-Inventars (ohne Evaluationsitems)

Faktorielle Validität

Zur empirischen Überprüfung der theoretisch postulierten Struktur (vgl. Tab. 1) wurden entsprechend den drei verschiedenen Einschätzungsebenen (eigene Beiträge, Beiträge des Partners und gemeinsame Beiträge zum dyadischen Coping) Hauptkomponentenanalysen (PCA) mit anschließender Varimax-Rotation getrennt nach Geschlecht durchgeführt. Diese Trennung erfolgte, um eine Konfundierung durch die Einschätzungsebene zu vermeiden, und um der theoretisch postulierten komplexen Struktur des dyadischen Copings gerecht zu werden. Die Anzahl der zu extrahierenden Faktoren wurde aufgrund theoretischer Überlegungen fixiert. Die Lösungen zeigten sich zudem mit dem Scree-Test von Catell bzw. dem Kaiser-Guttman-Kriterium (Eigenwert > 1) kompatibel. Die erste Analyse – beruhend auf den Selbsteinschätzungsdaten (vgl. Tab. 5 links) – zeigt, dass die Items sowohl für die Frauen als auch für die Männer richtig den postulierten theoretischen Skalen zugeordnet werden konnten (Varianzaufklärung Frauen: 63,0%; Männer: 61,4%). Das gleiche galt für die Partneereinschätzung (vgl. Tab. 5 mitte), wo die identische Struktur gefunden werden konnte (Varianzaufklärung Frauen: 68,4%; Männer: 64,9%). Beim gemeinsamen dyadischen Coping (vgl. Tab. 5 rechts) klärte die einfaktorielle Lösung für die Frauen 57,6% und für die Männer 52,5% der Varianz auf. Es gab lediglich bei drei Items (2, 5, 11) substantielle Querladungen (> .40), welche diskutiert werden.

Tab. 5: Faktorielle Validität (Gesamtstichprobe)

Item	Selbsteinschätzung (Eigenes DC)								Item	Partneereinschätzung (DC des Partners)								Item	Gemeinsames DC	
	Stressk. (E)		Supp. DC (E)		Neg. DC (E)		Del. DC (E)			Stressk. (P)		Supp. DC (P)		Neg. DC (P)		Del. DC (P)			F	M
	F	M	F	M	F	M	F	M		F	M	F	M	F	M	F	M			
1	.71	.69	.32	.32	-.14	-.19	.08	.04	16	.72	.69	.33	.33	-.11	-.20	.08	.12	31	.86	.82
2	.70	.61	-.08	-.12	.05	.08	.35	.44	17	.63	.60	.05	.00	.22	.18	.29	.37	32	.87	.84
3	.78	.80	.15	.10	.03	.02	-.01	-.01	18	.84	.81	.02	.16	-.09	-.04	-.09	-.05	33	.85	.83
4	.78	.78	.29	.26	-.13	-.09	.00	.03	19	.84	.80	.23	.25	-.18	-.14	-.02	-.01	34	.58	.56
20	.24	.21	.67	.71	-.38	-.31	.10	.11	5	.24	.22	.64	.71	-.44	-.34	.24	.14	35	.56	.51
21	.30	.28	.67	.69	-.28	-.20	.16	.15	6	.36	.24	.58	.69	-.33	-.27	.21	.16			
23	.01	-.02	.77	.76	.07	.15	.02	-.02	8	.08	.11	.83	.83	-.10	-.03	.10	.09			
24	.15	.17	.78	.75	-.20	-.25	.11	.11	9	.26	.21	.71	.78	-.34	-.25	.20	.14			
29	.20	.14	.70	.70	-.06	-.09	.20	.28	13	.14	.15	.80	.73	-.10	-.09	.20	.19			
22	.07	-.08	.00	.10	.64	.56	-.07	-.05	7	-.04	-.07	.04	.05	.76	.72	-.14	-.05			
25	.00	.05	-.03	-.11	.77	.75	-.03	-.02	10	-.02	.02	-.30	-.17	.76	.75	-.11	-.03			
26	-.12	-.03	-.22	-.26	.63	.64	.16	.08	11	-.01	-.08	-.47	-.29	.58	.72	-.07	-.04			
27	-.15	-.08	-.22	-.20	.71	.74	-.09	-.06	15	-.12	-.06	-.39	-.28	.62	.62	-.08	.01			
28	.11	.05	.14	.15	-.01	.01	.89	.88	12	.03	.07	.18	.15	-.14	-.01	.90	.89			
30	.10	.07	.24	.24	-.05	-.08	.86	.85	14	.06	.07	.30	.37	-.20	-.14	.83	.78			

Anmerkung:

F = Frauen, M = Männer; Stressk. (E) = eigene Stresskommunikation; Stressk. (P) = Stresskommunikation des Partners; Supp. DC (E) = eigenes supportives dyadisches Coping; Supp. DC (P) = supportives dyadisches Coping des Partners; Neg. DC (E) = eigenes negatives dyadisches Coping; Neg. DC (P) = negatives dyadisches Coping des Partners; Del. DC (E) = eigenes delegiertes dyadisches Coping; Del. DC (P) = delegiertes dyadisches Coping des Partners; Gem. DC = gemeinsames dyadisches Coping

Konstruktvalidität

Zur Bestimmung der *konvergenten Validität* wurden die Konstrukte Partnerschaftsqualität (PFB, DAS) und Kommunikation (MCI) herangezogen. Tabelle 6 zeigt, dass dyadisches Coping substantiell und signifikant mit beiden Konstrukten korreliert ist.

Zur Überprüfung der *divergenten Validität* wurden Korrelationsanalysen zum individuellen Coping (COPE) durchgeführt. Die Zusammenhänge fielen wie erwartet deutlich schwächer aus als zu den konvergenten Konstrukten ($p < .001$; vgl. Tab. 6).

Tab. 6: Konstrukt- und Kriterienbezogene Validität (Pearson-Korrelationen des DCI-Gesamtwertes mit Gesamtwerten der Konstrukt- und Kriterienvariablen)

		Konvergente Validität			Divergente Validität	
		Partnerschaft		Kommunikation	Individuelles Coping	
		PFB ¹	DAS ²	MCI ³	COPE ¹	
DCI-Gesamt	F	.71***	.75***	.78***	.41***	
	M	.66***	.66***	.79***	.41***	

		Kriterienbezogene Validität					
		Familienmaße			Befindensmaße		
		FACES ²	EKS ²		FLZ ²	DASS ²	PKB ²
			Häufigkeit	Belastung			
DCI-Gesamt	F	.49***	-.48***	-.48***	.44***	-.26***	.20***
	M	.43***	-.34***	-.39***	.37***	-.20**	.16*

Anmerkung:

^{1,2,3} bezeichnen die zugehörige Teilstichprobe (vgl. Tab. 2).

F = Frauen, M = Männer.

* $p < .05$; ** $p < .01$; *** $p < .001$.

Kriterienbezogene Validität

Zur Überprüfung der *Übereinstimmungsvalidität* wurden wie beschrieben verschiedene mit dyadischem Coping assoziierte Außenkriterien aus den Bereichen Familie und Befinden erhoben. Da es dabei um relativ distale Kriterien handelte, entsprachen die geringen bis mittleren Korrelationen den Erwartungen (vgl. Tab. 6). Die Lebenszufriedenheit (FLZ) war bei beiden Geschlechtern substantiell mit dyadischem Coping assoziiert. Die Zusammenhänge zum psychischen und somatischen Befinden (DASS, PKB) fielen relativ gering aus.

Zur Bestimmung der *prognostischen Validität* wurden die Subskalen des DCI zu Beginn der Studie (t0) regressionsanalytisch als Prädiktoren für a) die Partnerschaftsqualität (DAS) und b) das psychische Befinden (DASS, PKB) ein Jahr später (t1) verwendet. Wie Tabelle 7 zeigt, konnten bei den Frauen 37% der Varianz der Partnerschaftsqualität zu t1 mit den DCI-Subskalen zu t0 aufgeklärt werden (Männer: 27%). Was die Vorhersage des psychischen und somatischen Befindens durch die Subskalen des DCI betrifft, gelang dies mit einer Varianzaufklärung von 3-7% beim psychischen (DASS, PKB) und 3-9% beim somatischen Befinden (PKB).

Zusätzlich wurde zum prognostischen Zusammenhang zwischen dyadischem Coping und Partnerschaftsqualität eine crosslagged-panel-Analyse (Kenny 1975) durchgeführt. Diese zeigt, dass dyadisches Coping zum Zeitpunkt t0 kleine, aber nicht vernachlässigbare Effekte auf die Partnerschaftsqualität zu t1 hat (Frauen: $\beta = .18$, $p < .01$; Männer: $\beta = .10$, $p < .05$), auch wenn ein strenges Kriterium angelegt wird und die Partnerschaftsqualität zu t0 kontrolliert wird. Umgekehrt war der Effekt der Partnerschaftsqualität zu t0 auf dyadisches Coping zu t1 (kontrolliert für dyadisches Coping zu t0) nur bei den Männern signifikant (Frauen: $\beta = .04$, n.s.; Männer: $\beta = .20$, $p < .01$).

Tab. 7: Multiple Regressionsanalysen (standardisierte Koeffizienten, stepwise) zur prognostische Validität in Bezug auf Partnerschaftszufriedenheit, psychisches und somatisches Befinden (Stichprobe 2)

	Partnerschafts- zufriedenheit (DAS-Gesamt)		Depression-Angst- Stress-Skala (DASS-Gesamt)		Psychisches Befinden (PKB)		Somatisches Befinden (PKB)	
	Frauen	Männer	Frauen	Männer	Frauen	Männer	Frauen	Männer
Stressk. (E)					.19**			-.19**
Stressk. (P)	.19***							
Supp. DC (E)								
Supp. DC (P)		.30***						
Neg. DC (E)	-.30***	-.20**		.20**	-.23**	-.17*	-.18**	-.28***
Neg. DC (P)			.20**					
Del. DC (E)								
Del. DC (P)	.38***	.15*						
Gem. DC					-.26**			
R^2_{tot}	.37***	.27***	.04**	.04**	.07***	.03*	.03**	.09***

Anmerkung:

* $p < .05$; ** $p < .01$; *** $p < .001$;

Die schrittweise multiple Regressionsanalyse (stepwise) schließt all jene Prädiktoren in die Analyse ein, durch die die Anpassungsgüte des Modells signifikant weiter ansteigt.

Stressk. (E) = eigene Stresskommunikation; Stressk. (P) = Stresskommunikation des Partners; Supp. DC (E) = eigenes supportives dyadisches Coping; Supp. DC (P) = supportives dyadisches Coping des Partners; Neg. DC (E) = eigenes negatives dyadisches Coping; Neg. DC (P) = negatives dyadisches Coping des Partners; Del. DC (E) = eigenes delegiertes dyadisches Coping; Del. DC (P) = delegiertes dyadisches Coping des Partners; Gem. DC = gemeinsames dyadisches Coping;

R^2_{tot} = gesamte aufgeklärte Varianz

Cut-Off-Werte

Zur Einteilung von Paaren in Gruppen unterschiedlicher Güte bezüglich dyadischem Coping wurden Cut-Off-Werte berechnet. Ein DCI-Gesamtwert kleiner als 111 Punkte weist auf unterdurchschnittliches (d.h. im Vergleich zur Norm zu selten auftretendes) dyadisches Coping hin, ein Wert zwischen 111 und 145 Punkten auf durchschnittliches und ein Wert über 145 Punkten auf überdurchschnittliches dyadi-

sches Coping. Analog zur Partnerschaftsqualität und den z. B. im Rahmen des Partnerschaftsfragebogen (PFB) berichteten Cut-off-Werten von Hahlweg (1996) bedeutet dies, dass Paare mit geringem dyadischen Coping als problematisch und Paare mit sehr häufigem dyadischem Coping als besonders positiv zu beurteilen sind. Diese Normwerte wurden aus der Gesamtstichprobenverteilung (Mittelwert plus/minus eine gepoolte Standardabweichung) gewonnen. Es handelt sich dabei um eine gut durchmischte Stichprobe, was Alter, Partnerschaftsdauer und Kinderzahl betrifft (siehe Tabelle 2). Entsprechend der Altersverteilung der Stichprobe ist der größere Teil der Paare (71.2%) verheiratet. Die Partnerschaftsqualität streut um den Normalbereich, es handelt sich überwiegend (> 90%) nicht um Paare mit Trennungsabsicht.

Diskussion

Das aus dem FDCT-N weiterentwickelte Dyadische Coping-Inventar (DCI) erweist sich als ein Fragebogen mit guten Gütekriterien, der zudem aufgrund der relativ geringen Itemzahl bei gleichzeitig komplexer Datengewinnung (Selbst- und Fremdsicht) ökonomisch eingesetzt werden kann.

Die theoretisch postulierte Struktur des dyadischen Copings (Bodenmann 2000) konnte empirische Evidenz finden. Lediglich bei drei Items gab es Querladungen über .40, die jedoch inhaltlich Sinn machen. Beispielsweise lud Item 2 („Ich bitte meinen Partner, Aufgaben ... zu übernehmen, wenn ich überlastet bin“; Stresskommunikation) auch auf der Subskala delegiertes dyadisches Copings, da es bei beiden Items um Delegation geht, jedoch einerseits im Hinblick auf die Stressäußerung, andererseits bzgl. der korrespondierenden Unterstützung durch den Partner. Negative Querladungen (Items 5, 11) ergaben sich zwischen dem supportiven und negativen dyadischen Coping [DC]. Dies ist insofern plausibel, als manche Aspekte des negativen DC als direkter Gegenpol zum supportiven DC verstanden werden könnten. Allerdings spricht das Gesamtbild (acht von zehn Items) für eine Trennung der beiden Faktoren, die auch inhaltlich zu befürworten ist, da gering ausgeprägtes supportives DC nicht zwangsläufig bedeuten muss, dass auch negatives DC gezeigt wird.

Die Skalen wiesen befriedigende bis sehr gute interne Konsistenzen auf. Die Test-Retest-Korrelationen lagen zwischen .52-.80 im erwarteten Bereich. Ab .80 kann von der Stabilität eines Merkmals ausgegangen werden. Da dyadisches Coping jedoch verhaltensnah erfasst wird und somit situative Aspekte bedeutsam sind (z.B. Auseinandersetzungen), wurde von einer gewissen Änderungssensitivität des Fragebogens ausgegangen, die zudem erlaubt, das Instrument für die Prozessforschung (z.B. Interventionsstudien) zu nutzen. Das negative dyadische Coping wies die niedrigste Stabilität auf, was dadurch erklärt werden könnte, dass diese Kategorie einerseits am seltensten auftritt (vgl. Tab. 2) und andererseits durch die Negativität stark ins Gewicht fällt, wodurch sich hier Schwankungen am deutlichsten auswirken. Es fiel weiterhin auf, dass die Test-Retest-Korrelationen bei den Männern geringer waren als bei den Frauen. Da in Validierungen anderer Partnerschaftsfragebögen die Test-Retest-Korrelationen häufig nicht nach Geschlecht getrennt dargestellt sind (z.B. Hahlweg 1996; Klann et al. 2006; Kröger et al. 2000) liegen hier keine Ver-

gleichswerte vor. Diesem Aspekt müsste somit in weiteren Untersuchungen nachgegangen werden. Eine mögliche Erklärung für die Geschlechtsunterschiede könnte sein, dass Frauen sich differenzierter mit qualitativen Merkmalen der Partnerschaft wie z.B. dyadischem Coping befassen, ein genaueres Bild darüber entwickeln und damit verbunden Partnerschaftsfragebögen verlässlicher ausfüllen als Männer.

Die Konstruktvalidität kann als gut, die Kriteriumsvalidität als befriedigend bezeichnet werden. Was die konvergente Validität betrifft, muss berücksichtigt werden, dass unseres Wissens nach bislang keine weiteren gut überprüften Fragebogen zum dyadischen Coping in der Partnerschaft vorliegen. Deswegen wurden verwandte, nicht aber deckungsgleiche Konstrukte in die Validierung einbezogen. Bezüglich der kriterienbezogenen Validität ist zu berücksichtigen, dass Außenkriterien, die mit dyadischem Coping in direktem Zusammenhang stehen (z.B. Häufigkeit/Grad der Selbstöffnung, Häufigkeit von Eskalationen/Rückzug im Alltag) schwer reliabel und valide zu erheben sind, weswegen auf distalere Kriterien (Familien- und Befindensvariablen) zurück gegriffen wurde. Auch prognostisch spiegelt sich diese Problematik wieder: Während die aufgeklärte Varianz bzgl. Vorhersage der Partnerschaftsqualität relativ hoch ausfällt, ist die Vorhersagekraft bzgl. dem psychischen und somatischen Befinden eher gering. Hier liegt es nahe, dass neben dem dyadischen Coping andere Prädiktoren (z.B. kritische Lebensereignisse, Vulnerabilität, individuelles Coping) eine zentrale Rolle spielen. Zudem handelte es sich um eine gesunde Stichprobe. Das negative dyadische Coping konnte sich allerdings in allen prognostischen Analysen als Prädiktor durchsetzen. Dies deckt sich mit früheren Befunden (z.B. Bodenmann, Cina & Schwerzmann, 2001) und weist darauf hin, dass ein negativer, mit hoher Wahrscheinlichkeit verletzender Umgang miteinander (z.B. Hostilität) stärker mit Befindensbeeinträchtigungen einhergeht als mehr oder weniger positives Unterstützungsverhalten. Aufgrund des kurzen Zeitfensters (1-Jahres-Längsschnitt) war es im Rahmen dieser Studie nicht sinnvoll, Trennung durch das DCI vorherzusagen. Hier sei auf eine Studie verwiesen, in der sich niedriges dyadisches Coping als einer der Hauptprädiktoren für Trennung und Scheidung herausstellte (Bodenmann & Cina 2005).

Die Auswertung des DCI ist einfach und mittels Schablone leicht zu bewerkstelligen. Das Dyadische Coping-Inventar eignet sich für klinische Fragestellungen (z.B. Interventionsforschung), Partnerschaftsdiagnostik und Therapieevaluationen ebenso wie für Fragestellungen im Bereich der Entwicklungs- und Gesundheitspsychologie. Die besondere Stärke des DCI liegt in der spezifischen, theoretisch fundierten Konzeption für partnerschaftliche Zweierbeziehungen. Im Unterschied zu anderen dyadisch ausgelegten Unterstützungsfragebögen (Winkler & Klauer 2003) wird explizit dem Umstand Rechnung getragen, dass Unterstützung durch den Partner bzgl. Stress und Stressbewältigung einen besonderen Stellenwert hat, der nicht leicht durch andere nahe stehende Personen des sozialen Umfelds aufgewogen werden kann (Cutrona 1996). Das DCI ist zudem mit 10-15 Minuten Bearbeitungszeit sehr ökonomisch einsetzbar.

Literatur

- Baas, S. & Schmitt, M. (2004). Die Bedeutung der Einkommensverteilung für die Ehezufriedenheit langjährig verheirateter Ehepaare. *Zeitschrift für Familienforschung*, 3, S. 268-288.
- Barbee, A.P. (1990). Interactive coping: The cheering-up process in close relationships. In: S. Duck (Ed.), *Personal relationships and social support*. London: Sage Publications, pp. 46-65.
- Belsky, J. (1984). The determinants of parenting: A process model. *Child development*, 55, pp. 83-96.
- Benzies, K. M., Harrison, M.J. & Magill, J. (2004). Parenting Stress, marital quality, and child behaviour problems at age 7 years. *Public Health Nursing*, 21(2), pp. 111-121.
- Berg, C. A., Meegan, S. P. & Deviney, F. P. (1998). A social contextual model of coping with everyday problems across the life span. *International Journal of Behavioral Development*, 22, pp. 239-261.
- Bienvenu, M.J. (1970). Measurement of Marital Communication. *The Family Coordinator*, 19, pp. 26-31.
- Bienvenu, M. J. (1971). An Interpersonal Communication Inventory. *The Journal of Communication*, 21, pp. 381-388.
- Bodenmann, G. (1990). *Ärgerregulation und deren Bedeutung für die dyadische Interaktion. Pilotstudie zu einem Stressexperiment*. Unveröffentlichte Lizentiatsarbeit. Fribourg: Psychologisches Institut der Universität Fribourg.
- Bodenmann, G. (1995). *Bewältigung von Stress in Partnerschaften. Der Einfluss von Belastungen auf die Qualität und Stabilität von Paarbeziehungen*. Bern: Huber.
- Bodenmann, G. (1997). Dyadisches Coping: theoretischer und empirischer Stand. *Zeitschrift für Familienforschung*, 9, pp. 7-25.
- Bodenmann, G. (2000). *Stress und Coping bei Paaren*. Göttingen: Hogrefe.
- Bodenmann, G. (2003). Der Zusammenhang zwischen Partnerschaftsproblemen und Störungen bei Kindern und Jugendlichen. In: C. Kaufmann & F. Ziegler (Hrsg.), *Kindeswohl. Eine interdisziplinäre Sicht*. Zürich: Rüegger, pp. 119-125.
- Bodenmann, G. (2004). *Verhaltenstherapie mit Paaren. Ein modernes Handbuch für die psychologische Beratung und Behandlung*. Bern: Huber.
- Bodenmann, G. (2008, im Druck). *Dyadisches Coping Inventar (DCI). Testmanual*. Bern, Göttingen: Huber & Hogrefe.
- Bodenmann, G. & Cina, A. (2005). Stress and coping among stable-satisfied, stable-distressed and separated/divorced Swiss couples: A 5-year prospective longitudinal study. *Journal of Divorce and Remarriage*, 44, pp. 71-89.
- Bodenmann, G., Cina, A. & Schwerzmann, S. (2001). Individuelle und dyadische Copingressourcen bei Depressiven. *Zeitschrift für Klinische Psychologie und Psychotherapie*, 30, S. 194-203.
- Bodenmann, G. & Perrez, M. (1991). Dyadisches Coping – eine systemische Betrachtungsweise der Belastungsbewältigung in Partnerschaften. *Zeitschrift für Familienforschung*, 3, S. 4-25.
- Bodenmann-Kehl, C. (1999). *Eine Analyse spezifischer Ansatzpunkte zur Förderung der familiären Kompetenz*. Unveröffentlichte Dissertation. Fribourg: Universität Fribourg.
- Bortz, J. & Döring, N. (1995). *Forschungsmethoden und Evaluation für Sozialwissenschaftler*. Berlin, Heidelberg: Springer (2. Aufl.).
- Buchwald, P., Schwarzer, C. & Hobfoll, S.E. (2004). *Stress gemeinsam bewältigen. Ressourcenmanagement und multiaxiales Coping*. Göttingen: Hogrefe.
- Bühl, A. (2006). *SPSS 14. Einführung in die moderne Datenanalyse* (10. überarbeitete und erweiterte Auflage). München: Pearson Studium.
- Carver, C. S. (2007). COPE – complete version (Offizielle Homepage von C. S. Carver). www.psy.miami.edu/faculty/ccarver/sciCOPEf.html <26.07.2007>.

- Carver, C. S., Scheier, M. F. & Weintraub, J. (1989). Assessing coping strategies: A theoretically based approach. *Journal of Personality and Social Psychology*, 56, pp. 267-283.
- Coyne, J. C. & Smith, D. A. F. (1991). Couples coping with a myocardial infarction: A contextual perspective on wives' distress. *Journal of Personality and Social Psychology*, 61, pp. 404-412.
- Coyne, J. C. & Smith, D. A. F. (1994). Couples coping with myocardial infarction: Contextual perspective on patient self-efficacy. *Journal of Personality and Social Psychology*, 8, pp. 1-13.
- Cutrona, C. (1996). *Social support in couples: Marriage as a resource in times of stress*. Thousand Oaks, CA: Sage.
- Dadds, M. R. & Powell, M. B. (1991). The relationship of interparental conflict and global marital adjustment to aggression, anxiety and immaturity in aggressive and nonclinic children. *Journal of Abnormal Child Psychology*, 19, pp. 553-567.
- DeLongis, A. & O'Brien, T. (1990). An interpersonal framework for stress and coping: An application to the families of Alzheimer's patients. In: M. A. P. Stephens, J. H. Crowther, S. E. Hobfoll & D. L. Tennenbaum (Eds), *Stress and coping in later-life families*. New York: Hemisphere Publishing Corporation, pp. 221-240.
- Fisseni, H.J. (1997). *Lehrbuch der psychologischen Diagnostik*. Göttingen: Hogrefe.
- Grych, J.H. (2002). Marital relationships and parenting. In: M. H. Bernstein (Ed.), *Handbook of parenting*. Mahwah N.J.: Erlbaum, pp. 203-225 (Vol. 4, 2nd Edition).
- Hahlweg, K. (1996). *Fragebogen zur Partnerschaftsdiagnostik (FPD)*. Göttingen: Hogrefe.
- Hank, G., Hahlweg, K. & Klann, N. (1990). Diagnostische Verfahren für Berater. Materialien zur Diagnostik und Therapie in Ehe-, Familien- und Lebensberatung. Weinheim: Beltz.
- Henrich, G. & Herschbach, P. (1995). *FLZ: Fragen zur Lebenszufriedenheit. Kurzbeschreibung, Normdaten*. München: Unveröffentlichtes Manuskript.
- Hobfoll, S.E. (1998). *Stress, culture, and community*. New York: Plenum Press.
- Kayser, K., Sormanti, M. & Strainchamps, E. (1999). Women coping with cancer: The influence of relationship factors on psychosocial adjustment. *Psychology of Women Quarterly*, 23(4), pp. 725-739.
- Kenny, D.A. (1975). Cross-lagged panel correlation: A test for spuriousness. *Psychological Bulletin*, 82(6), pp. 887-903.
- Klann, N., Hahlweg, K. & Heinrichs, N. (2003). *Diagnostische Verfahren für die Beratung. Materialien zur Diagnostik und Therapie in Ehe-, Familien- und Lebensberatung*. Hogrefe (2., vollständig überarbeitete Auflage).
- Klann, N., Hahlweg, K., Limbird, C. & Snyder, D. (2006). *Einschätzung von Partnerschaft und Familie. Deutsche Form des Marital Satisfaction Inventory – Revised von Douglas K. Snyder*. Göttingen: Hogrefe.
- Köppe, E. (2001). *Glückliche Eltern – Liebe Kinder? Auswirkungen von Partnerschaft und psychischer Symptomatik der Eltern auf das Verhalten der Kinder*. Unveröffentlichte Dissertation. Braunschweig: TU Braunschweig.
- Kröger, C., Hahlweg, K., Braukhaus, C., Fehm-Wolfsdorf, G., Groth, T. & Christensen, A. (2000). Fragebogen zur Erfassung partnerschaftlicher Kommunikationsmuster (FPK): Reliabilität und Validität. *Diagnostica*, 46, S. 189-198.
- Lazarus, R. S. & Folkman, S. (1984). *Stress, appraisal, and coping*. New York: Springer.
- Lovibond, S.H. & Lovibond, P.F. (1995). *Manual for the Depression Anxiety Stress Scales*. Sydney: Psychology Foundation (2nd Edition).
- Lyons, R. F., Mickelson, K. D., Sullivan, M. J. L. & Coyne, J. C. (1998). Coping as a communal process. *Journal of Social and Personal Relationships*, 15, pp. 579-605.
- Murphy, D.C./Mendelson, L.A. (1973). Communication and adjustment in marriage: Investigating the relationship. *Family Process*, 12, pp. 317-326.
- Olson, D.H. (1993). Circumplex model of marital and family systems: Assessing family functioning. In F. Walsh (Ed.), *Normal family processes*. New York: Guilford Press, 104-137.

- Olson, D.H., Sprenkle, D.H. & Russell, C.S. (1979). Circumplex model of marital and family systems. I: Cohesion and adaptability dimensions, family types, and clinical application. *Family Process, 18*, pp. 3-27.
- Papp, L.M., Cummings, M. & Schermerhorn, C. (2004). Pathways among marital distress, parental symptomatology, and child adjustment. *Journal of Marriage and Family, 66*, pp. 368-384.
- Pearlin, L. I. & Schooler, C. (1978). The structure of coping. *Journal of Health and Social Behavior, 19*, pp. 2-21.
- Pihet, S., Bodenmann, G., Cina, A., Widmer, K. & Shantinath, S. (2007). Can prevention of marital distress improve well-being? A 1 year longitudinal study. *Clinical Psychology and Psychotherapy, 14* (2), pp. 79-88.
- Schwarzer, C. & Busch, B. (2005). Dyadic coping with retirement in elderly couples. *International Association of Applied Psychology. Newsletter, 17* (4), 13-23.
- Spanier, G. B. (1976). The measurement of marital quality. *Journal of Sex and Marital Therapy, 5*, pp. 288-300.
- Williamson, G.M. & Clark, M.S. (1992). Impact of desired relationship type on affective reactions to choosing and being required to help. *Personality and Social Psychology Bulletin, 18*, pp. 10-18.
- Winkeler, M. & Klauer, T. (2003). Inventar zur sozialen Unterstützung in Dyaden (ISU-DYA): Konstruktionshintergrund und erste Ergebnisse zur Reliabilität und Validität. *Diagnostica, 49* (1), pp. 12-23.
- Wolf, W. (1987). *Alltagsbelastungen und Partnerschaft*. Bern: Huber; Fribourg: Universität.

Eingereicht am/Submitted on: 30.07.2007

Angenommen am/Accepted on: 06.03.2008

Anschrift der Autoren/Adress of the authors

Autoren:

Dipl.-Psych. Simone Gmelch

Prof. Dr. Guy Bodenmann

lic. phil. Nathalie Meuwly

Dr. phil. Thomas Ledermann

lic. phil. Olga Steffen-Sozinova

lic. phil. Katja Striegl (alle Universität Fribourg)

Korrespondenzadresse der Hauptautoren:

Dipl.-Psych. Simone Gmelch

Universität Zürich

Psychologisches Institut

Lehrstuhl für Klinische Psychologie

mit Schwerpunkt Kinder/Jugendliche und

Paare/Familien

Binzmühlestr. 14/23

CH-8050 Zürich

E-Mail: simone.gmelch@psychologie.uzh.ch

Forum

Henk A. Becker

Karl Mannheims „Problem der Generationen“ – 80 Jahre danach

Karl Mannheim's "Problem of Generations" – 80 years after

Zusammenfassung

Mannheims Generationenbegriff aus seinem 1928 und 1929 erschienen zweiteiligen Artikel über „Das Problem der Generationen“ muss in der Gegenwart teilweise überarbeitet werden. Eine Unterscheidung zwischen Kohortengenerationen und Typologiegenerationen muss ausgearbeitet werden, da seit 1957 Stereotype von Generationen allgemein verbreitet wurden. Auch eine Differenzierung zwischen allgemeinen, partiellen und spezifischen Generationen ist notwendig geworden. Die gegenwärtige soziologische Generationenforschung kann häufig Methoden der Epidemiologieforschung anwenden, wie beispielsweise die Verwendung von Zufallsmodellen. Datenarchive erweitern die Möglichkeiten der Generationenforschung. Die Formativeperiode im Lebenslauf ist nicht nur soziologisch, sondern auch biologisch und psychologisch abgegrenzt. Religionsforschung und Familienforschung können von der Generationenforschung profitieren.

Schlagerworte: Kohortengeneration; Typologiegeneration; Partielle Generation; Spezifische Generation; Generationsforschung in der Familienforschung

Abstract

Since the publication of Mannheim's two part article on "The Problem of Generations" in 1928 and 1929 social change has made it necessary to elaborate on his concept of generations. Cohort generations and typological generations have to distinguished, because since 1957 stereotypes of generations have been institutionalized in society at large. Also, a distinction between general, partial and specific generations has to be made. In contemporary sociological research on generations many methods from epidemiological research can be applied, in particular probability models. Data warehouses contribute to the opportunities for generational research. The demarcation of the formative period in the life course has to be based not only on sociological but also on psychological and biological criteria. Research on religion and on the family can benefit from advantages provided by research on generations.

Key words: cohort generations; typological generations; partial generations; specific generations; generational research in family research.

1. Einleitung

Mannheims zweiteiliger Artikel über „Das Problem der Generationen“ (1928/1929) ist inzwischen ein „kleiner Klassiker“ geworden, was insofern bemerkenswert ist, da in der Soziologie meist nur Bücher ähnliche Anerkennung erhalten. Der Grund für diesen lang anhaltenden Erfolg ist neben der inhaltlichen Qualität des Artikels auch in der historischen Entwicklung seit dem Ende der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zu sehen, die erheblich zum dessen Erfolg beigetragen hat.

Aufgrund des langjährigen Erfolges soll in diesem Artikel die Zukunft des Gedankenguts Mannheims erkundet werden. Zu diesem Zweck werden vor allem Beispiele aus der Religions- und Familienforschung herangezogen. Fünf Fragen stehen im Vordergrund:

- (1) Inwieweit ist das Modell von Mannheim noch brauchbar?
- (2) Was sind die wichtigsten Ergänzungen, die notwendig sind?
- (3) Wie kann das Modell zu einer theoriegesteuerten Erklärung beitragen?
- (4) Wie kann eine generationenbewusste Politik gestaltet werden?
- (5) Auf welchem Stand befindet sich die Generationenforschung heute und welche Perspektiven hat sie?

2. Das Erbe Mannheims

Mannheim kritisiert zu Beginn seines Aufsatzes die zu seiner Zeit herrschende positivistische Formulierung des Problems. Seines Erachtens ist es nicht möglich, einen systematischen Rhythmus im Entstehen und Verschwinden von Generationen zu entdecken. Auch die romantisch-historische Formulierung ist seiner Ansicht nach nicht imstande, das Problem der Generationen zu erfassen und zu Erklärungen beizutragen. Damit distanziert sich Mannheim unter anderem von Comte und Dilthey (vgl. Becker 1992). Mannheim plädiert vielmehr für eine soziologische Formulierung. Diese sei unentbehrlich für das Verstehen der Struktur sozialer und intellektueller Bewegungen. Die praktische Bedeutung des Begriffs wird seines Erachtens nach deutlich, sobald man versucht, die zunehmende Geschwindigkeit sozialen Wandels zu begreifen.

Bei der Ausarbeitung seines Generationsbegriffes knüpft Mannheim an zwei Begriffe von Max Weber an. Weber spricht einerseits von sozialen Klassen, also Kategorien von Individuen auf dem Arbeitsmarkt, andererseits von Ständen, d.h. Gruppen von Individuen mit eigenen Identitäten und eigenen Institutionen.

Mannheim erarbeitet ein aus drei Schritten bestehendes Modell, welches als methodischer Ansatz zur Erforschung von Generationen betrachtet werden kann. Die Schritte sind: Erstens eine Analyse der Generationslagerung, zweitens die Erkundung des Generationenzusammenhangs und drittens die Aufdeckung der Generationseinheiten. Zu diesen zählt Mannheim informelle und organisierte Gruppen, aber auch Institutionen wie z.B. Wertesysteme.

Dieses Modell macht deutlich, wie aus einer Kategorie von Geburtenjahrgängen eine institutionalisierte Generation im Sinne Mannheims entstehen kann. Mannheim

erläutert, wie bestimmte Altersgruppen bestimmte Werte und andere kulturelle Eigenschaften erwerben. Er erklärt auch, wie Altersgruppen sich verändern und schließlich sterben. Generationswechsel führt zu kulturellem Wandel und erzeugt damit kulturelle Erneuerungen.

Zu Mannheims Zeiten waren Individuen mit 19 Jahren bestens in der Lage, ihre soziale Umwelt kritisch zu betrachten und sozialen Wandel einigermaßen selbständig zu begreifen. Dabei konkurrieren einzelne Gruppen von Jugendlichen miteinander, um ihren Zeitgenossen zu einer neuen Interpretation der Gesellschaft und ihrer Veränderung zu verhelfen.

Mannheim übernimmt die Idee von Pinder, dass es bei Generationen um eine „Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen“ geht. Generationen sind Gebilde von Zeitgenossen, die zum Teil während der gleichen Zeit nebeneinander operieren. Mitglieder einer älteren Generation können zu Mitgliedern einer neuen Generation werden und zu ihrer Gestaltung beitragen. Innerhalb von aktuellen Generationen können gewisse Generationseinheiten eine eigene, antagonistische Auffassung vertreten (vgl. Remmling 1975; Woldring 1986).

3. Kurzer Überblick über die Generationsforschung seit Mannheim

Nach dem Erscheinen von Mannheims Artikel wurde das Generationsthema lange Zeit nur sporadisch in soziologischen Veröffentlichungen behandelt. Erst mit dem 1957 erschienen Buch „Die skeptische Generation“ von Schelsky erhielt dieses Forschungsgebiet neue Impulse. Schelsky beschrieb die Resultate eines Surveys unter Jugendlichen. Darüber hinaus entwickelte er eine Typologie mit zwei Generationen, die innerhalb der deutschen Gesellschaft auftreten. Kritiker warfen Schelsky eine unzureichende empirische Basis seiner Aussagen vor, ließen dabei jedoch außer Acht, dass der Autor ausdrücklich die Beschränkungen seiner empirischen Aussagen betont hatte. Schelsky gelang es in seinem Buch, zwei Kohortengenerationen zu beschreiben, die in der deutschen Gesellschaft auftraten, sowie zwei Stereotypen zu entwickeln, die (gesamt-)gesellschaftliche Anerkennung fanden. Das war ein Fortschritt, der die Diskussion über Generationen erheblich verändert und vorangebracht hat.

In den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts bekam der Generationsbegriff eine neue Brisanz. Durch die – von den Gegnern der etablierten Ordnung in den USA propagierte – Schlagzeile „Dies ist die Revolution einer neuen Generation“ (Reich 1970) erhielt der Begriff politische Überzeugungskraft.

Etwa zur gleichen Zeit begannen strukturelle Veränderungen innerhalb der Sozialforschung. Die Anzahl der Befragungen von Individuen über ihren Lebenslauf unter Berücksichtigung ihres Geburtsjahres stieg sprunghaft an. In diesen Jahren wurden zunehmend Datenarchive gegründet, um Survey-Daten speichern zu können. Die Datenanalyse dieser Surveys führte allerdings zu Forschungsproblemen, die erst im Laufe der Zeit bewältigt werden konnten (vgl. Blossfeld & Hamerle 1991; Blossfeld & Prein 1998; Blossfeld et al. 1986; Courgeau & Lelièvre 1992).

Die Idee der Analyse der Lebensverläufe von gesellschaftlichen Individuen weitete sich zunehmend auch auf andere Bereiche, wie beispielsweise der Biologie und der Medizin aus, in welchen statistische Methoden zur Auswertung von Lebensverlaufdaten ausgearbeitet und erprobt wurden. Sozialwissenschaftliche Generationsforscher konnten diese Methoden wiederum in ihre Analysen integrieren und anwenden. Seitdem gehören zum Beispiel Ereignisanalysen zum Standardinstrumentarium der sozialwissenschaftlichen Lebenslaufforschung (vgl. Blossfeld & Hamerle 1991; Blossfeld et al. 1986). Auch in theoretischer Hinsicht wurden in den Sozialwissenschaften Fortschritte gemacht, von denen die Generationsforschung profitieren konnte (vgl. Blossfeld & Prein 1998).

In Bezug auf Mannheims Generationseinheiten stellte sich heraus, dass die kollektiven Akteure, die als Katalysatoren beim Entstehen von Generationen fungieren, nur eine geringe Rolle spielen. Als wesentlich wichtiger für die Herausbildung von Generationen wurden die Medien gesehen, die neue Generationen identifizieren und benennen. Allerdings setzten sich nur wenige Vorschläge zur Bezeichnung von neuen Generationen durch.

Eng damit verbunden ist das gesellschaftliche Bedürfnis, Generationsmuster als Bezugsrahmen zu verwenden. Je diskontinuierlicher sozialer Wandel und dessen Auswirkungen sind, desto größer ist die Bereitschaft in der Gesellschaft, Generationen einen Namen zu geben. Verschiedene Forschungsprojekte innerhalb der Generationsforschung beschäftigen sich damit, welche Namen allgemein anerkannt werden (vgl. Diepstraten et al. 1999).

Mannheim sieht Generationen als etwas Gesamtgesellschaftliches an, d.h. sie umfassen alle Gesellschaftsmitglieder einer Generation. Ich füge dem hinzu, dass auch Generationen entstehen können, die nur einen Teil der Mitglieder einer Gesellschaft einbeziehen, also partielle Generationen. Beispielsweise partielle Generationen von Männern und Frauen, politische (vgl. Fogt 1982), kulturelle oder wirtschaftliche Teilgenerationen. Weiter müssen auch spezifische Generationen beschrieben werden, die in verhältnismäßig kleinen sozialen Systemen entstanden sind. Hier kann auf Technologie-Generationen hingewiesen werden, also Zeitgenossen, die sich in dem Umgang mit der Technologie unterscheiden. (vgl. Docampo Rama 2001; Van de Goor & Becker 2000; Weymann & Sackmann 1993). So sind auch spezifische Generationen in der Wissenschaft entstanden (vgl. Becker 2008).

Seit den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts sind zahlreiche Sammelbände über Generationen, Kohorten und Generationsvorstellungen erschienen. (vgl. Attias-Donfut 1988; Becker 1997; Bertram 1992; Kohli & Szydlík 2000). In keiner dieser Veröffentlichungen ist es gelungen, die zentralen Ungenauigkeiten des Generationsbegriffes Mannheims zu klären. Auch in der Vielzahl der Monografien ist bislang keine überzeugende und allgemein akzeptierte Definition zu finden.

Unserer Ansicht nach sollte die Lösung in einer Differenzierung des Begriffes gesucht werden. Wir schlagen deshalb vor, zusammenhängende Kohorten als „Kohortengenerationen“ und Stereotypen von derartigen Konstellationen als „Typologiegenerationen“ zu bezeichnen.

Weiterhin definieren wir eine Kohortengeneration als „Mitglieder eines Kohortenmusters, die in ihrem Verhalten Effekte von diskontinuierlichen sozialen Wandels vorweisen, den sie in einer formativen Periode miterlebt haben“. Eine Typolo-

giegeneration definieren wir als „Die Stereotypen einer Kohortengeneration und deren Anhänger“. (vgl. Becker & Sanders 2006, Ciroth & Becker 2006).

Die wichtigste formative Periode umfasst die Pubertät und die Adoleszenz. Mit etwa zehn Jahren ist ein Kind in der Lage, sich selbständig Werte und Erwartungen anzueignen. Nicht nur die Sozialisation, auch die soziale Allokation ist in dieser Entwicklungsperiode prägender als in anderen Phasen des Lebensverlaufs. Neue Kenntnisse und Fähigkeiten werden in dieser Periode relativ einfach erworben, wie beispielsweise der Umgang mit technischen Neuerungen. Je stärker der Einfluss technischer Innovationen in dieser Phase ist, desto besser können diese im späteren Leben angewendet werden.

Diese formative Periode endet etwa mit dem 30. Lebensjahr. Ab diesem Zeitpunkt wird das menschliche Gedächtnis durch biologische und psychologische Prozesse zunehmend eingeschränkt. Nach dem 28. Lebensjahr wird es z.B. vergleichsweise schwerer, eine neue Sprache zu erlernen, vermutlich, weil die „generative grammar“ in diesem Alter zum größten Teil blockiert wird. Ab dem 30. Lebensjahr wird auch die Bewältigung von Komplexität schwieriger (vgl. Schroots 2008). Diese Einschränkung des Gedächtnisses macht deutlich, dass biologische und psychologische Aspekte einen wichtigen Einfluss auf das Entstehen von Generationsunterschieden haben. Neben den genannten gibt es weitere wichtige formative Perioden, wie z.B. die ersten Lebensjahre, die „mid-life crisis“ und der Übergang vom Berufsleben in den Ruhestand. Diese werden hier jedoch nicht näher betrachtet.

Die Merkmale einer Kohortengeneration können auf individuelle soziale Akteure in bestimmten Kohorten zurückgeführt werden. Kohortengenerationen sind unabhängig von Stereotypen bezüglich ihres eigenen Charakters. Einer Kohortengeneration können Stereotypen zugeschrieben werden. Diese Stereotypen können sich im Laufe der Zeit verändern, wie der Wechsel der Bezeichnung „Protestgeneration“ in „Generation des frühen Babybooms“ illustriert. Zwischen Kohortengenerationen spielen Generationenverhältnisse, die sich im Laufe der Zeit häufig ändern, eine wichtige Rolle. Dabei können Reinterpretationsprozesse auftreten (Matthes 1985: 369, in Kohli & Szydlik 2000: 166).

Die Bedeutung des Wortes „Generation“ in einem Text oder Gespräch kann aus dem Kontext abgeleitet werden, d.h. der Kontext definiert gewissermaßen das Wort Generation. Geht es um Kohortengeneration, Typologiegeneration oder um eine Kombination von beiden? Diese Definition durch den Kontext existiert auch, wenn es um Zusammensetzungen geht. Wer den Satz „Bill Clinton ist ein typisches Mitglied der Babyboom-Generation.“ liest, benötigt keine nähere Definition von „Generation“. Ebenso wie man weiß, was gemeint ist, wenn man den Satz „Das Älterwerden der Babyboom-Generation wird das schwerste finanzielle Problem des 21. Jahrhunderts sein.“ liest. Darüber hinaus kann das Wort „Generation“ auch „Abstammung“ oder eine „Kombination von dreißig Geburtsjahrgängen“ bedeuten.

4. Nähere Betrachtung diskontinuierlichen sozialen Wandels

In diesem Kapitel sollen die wichtigsten Aspekte der diskontinuierlichen Entwicklung sozialen Wandels seit den 1930er Jahren identifiziert und anhand von Beispielen verdeutlicht werden. Im Gegensatz zur Weltwirtschaftskrise der 1930er Jahre, die die Gegenwart kaum noch beeinflusst, sind die Auswirkungen des Zweiten Weltkrieges auch heute noch deutlich spürbar. Als Beispiel hierfür seien die Traumata derjenigen erwähnt, die diesen Krieg in ihrer formativen Periode erlebt haben. Dieses Trauma wird bei vielen der Opfer nach dem fünfundfünfzigsten Lebensjahr erneut spürbar, da in diesem Alter der Druck des Berufslebens abnimmt. Häufig führt die erneute Aktivierung dieses Traumas zu Alkoholismus und Ehescheidungen. Nicht nur die Traumata der betroffenen Generation, sondern auch die ihrer Kinder wurden inzwischen ausführlich untersucht (vgl. Danieli 1998).

Das Ende des Zweiten Weltkrieges löste in den meisten westlichen Ländern eine Geburtenwelle aus, die bis in die 1970er Jahre anhielt. Infolge des verlorenen Krieges kam es jedoch in Deutschland zunächst nicht zu einem solchen ‚Babyboom‘. Abgelöst wurde diese Phase nicht nur in Deutschland ab den 1970er Jahren durch den ‚Babybust‘, die Geburtenzahlen fielen in den westlichen Ländern stark ab, im Durchschnitt brachte jede Frau weit weniger als 2,1 Kinder zur Welt.

Infolge des sozialen Wandels entwickelte sich Mitte der sechziger Jahre bis Mitte der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts die ‚kulturelle Revolution‘ – diese Formulierung ist nur halb scherzhaft gemeint – infolge des beschleunigten sozialen Wandels. Als Beispiel für die langfristigen und gravierenden Effekte dieser Revolution ist der Wertewandel – weg von bürgerlichen Wertemustern hin zu zunehmend liberalen Wertvorstellungen – zu erwähnen (vgl. Felling et al. 1983).

Während die Wirtschaft zur Zeit der kulturellen Revolution einen starken Aufschwung zu verzeichnen hatte, stagnierte das Wirtschaftswachstum allmählich und fiel seit 1975 stark ab. Schulabgänger oder Universitätsabsolventen des Jahrgangs 1975 hatten beispielsweise erhebliche Mühe, eine Stelle zu finden und mussten sich häufig mit langen Wartezeiten abfinden. Oftmals waren dann die Stellen zeitlich befristet oder schlecht bezahlt. Eine Besserung der Situation zeichnete sich erst langsam ab 1985 ab.

Etwas ab 1985 nahm die elektronische Datenverarbeitung (EDV) einen starken Aufschwung. Wer diese technologischen Fortschritte vor seinem 30. Lebensjahr miterleben durfte, hatte im Vergleich zu älteren Generationen in dieser Hinsicht einen deutlichen und lebenslangen Vorsprung (vgl. Van de Goor & Becker 2000; Do-campo Rama 2001).

Die Wiedervereinigung Deutschlands im Jahre 1990 hatte neben tief greifenden politischen und gesellschaftlichen Veränderungen beispielsweise auch einen Wandel des schulischen Alltags in den neuen Bundesländern zur Folge. Russisch als Fremdsprache wurde durch Englisch ersetzt. Die älteren Kohorten lernten jedoch nicht mehr Englisch, infolgedessen unterscheiden sich die Englischkenntnisse der älteren und jüngeren Kohorten in der ehemaligen DDR zum Teil stark.

Nach einem wirtschaftlichen Aufschwung zwischen 1990 und 2000 sahen sich die Länder der westlichen Welt ab 2001 mit Terrorismus, Rassendiskriminierung

und Aufständen in den Armenvierteln der Städte konfrontiert (vgl. Amato & Booth 1997).

Anhand der genannten Beispiele sollte deutlich geworden sein, dass sich die Auswirkungen diskontinuierlichen Wandels zum Teil stark unterscheiden, nicht nur in der Art und Intensität, sondern auch hinsichtlich ihrer zeitlichen Ausdehnung. Jeder dieser Prozesse erfordert deshalb ein spezifisches Forschungsprogramm, allerdings dürfen dabei die gemeinsamen Merkmale diskontinuierlichen Wandels nicht außer Acht gelassen werden (vgl. Attias-Donfut 1988, 1995; Baker et al. 1981; Herrmann 2006; Opp et al. 1995).

5. Kohortengenerationen als Forschungsobjekte

Mannheim entwickelte sein Generationenmodell, wie bereits erwähnt, in Analogie zur Struktur sozialer Klassen und Stände. Er berücksichtigte dabei jedoch nicht, dass zum Muster sozialer Klassen und Stände ein spezifisches System gesellschaftlicher Klassenzugehörigkeit gehörte. In den Niederlanden war beispielsweise früher die Zugehörigkeit zur Oberklasse klar durch das so genannte Rote Buch für den Adel bzw. das Blaue Buch für die Patrizier definiert und institutionalisiert. So mussten Großväter, Väter sowie ein oder mehrere Söhne erhebliche Leistungen nachweisen, um schließlich die Familie zum Mitglied der Oberklasse werden zu lassen. Auch innerhalb der Mittelklasse bestanden deutliche Unterschiede hinsichtlich der gesellschaftlichen Stellung: Wer beispielsweise einen Laden ohne Schaufenster hatte, genoss einen erheblich höheren sozialen Status als ein Ladenbesitzer mit Schaufenster. Im Allgemeinen war für die Zugehörigkeit zu Oberklasse, Mittelklasse und Unterklasse die Berufsstratifikation maßgebend, innerhalb dieser Klassen existierte jedoch, wie erwähnt, eine weitere Unterscheidung bezüglich der gesellschaftlichen Position.

Ähnlich wie bei gesellschaftlichen Klassen ist auch bei Kohortengenerationen klar definiert, wie sie entstehen und welche Individuen ihnen zugehörig sind. An erster Stelle sind demografische Variablen als Merkmal der Zugehörigkeit zu einer Kohortengeneration zu nennen. Geburtsjahrgänge und Lebensläufe sind zweifelsfrei erforschbar. An zweiter Stelle spielen Merkmale der Gesundheit eine wichtige Rolle. Wer in den Niederlanden in den letzten Kriegsmonaten geboren wurde, hat ein signifikant höheres Risiko, an Epilepsie zu erkranken als Mitglieder anderer Kohorten (vgl. Ravelli 1999). An dritter Stelle geht es vornehmlich um „soziologische“ Variablen, vor allem um Werte, Normen, Erwartungen und Haltungen. Auch bei partiiellen und spezifischen Kohortengenerationen kann die Zugehörigkeit von Individuen zuverlässig erforscht werden. Ein wichtiges Beispiel bildet die Berliner Altersforschung (vgl. Baltes/Mayer 1999). Auch der Alters-Survey von Kohli und Künemund sollte in diesem Zusammenhang erwähnt werden (vgl. Kohli & Künemund 2000).

Von großer Bedeutung ist ein Forschungsprogramm, das von Inglehart initiiert wurde und in dem vor allem die Effekte der kulturellen Revolution auf materialistische und postmaterialistische Werte betrachtet werden (vgl. Inglehart 1977, 1997).

Dieser 1977 erstmals beobachtete Unterschied konnte noch mehrere Jahrzehnte später in mehr als 40 Ländern festgestellt werden (vgl. Inglehart & Abramson 1993).

Ein zweites Forschungsprogramm ist an dieser Stelle zu erwähnen. In diesem Programm werden Effekte untersucht, die aus diskontinuierlichem Makrowandel, wie beispielsweise Kriegen, demografischen Unregelmäßigkeiten, der Wirtschaftskonjunktur und kulturellem Makrowandel resultieren. Abhängige Variablen sind zum Beispiel die Zahl der Geburten (vgl. Lutz 1991; De Waard 2000), Familienverhältnisse (vgl. Bertram 1992; Koch 1993; Nickel & Schmidt 1993), Ausbildungsniveau (vgl. Meulemann 1994), Laufbahnen (vgl. Sanders & Becker 1994), das Erwerben von Werten (vgl. Becker 1998; Halman et al. 2005), Altern (vgl. Baltes & Mayer 1999; Kohli & Kühnemund 2000) und Lebensläufe (vgl. Becker 1997, 1998, 2000b; Blossfeld & Nuthmann 1991; Docampo Rama 2001; Iwema et al. 1997; Mayer 1994).

2004 erhielt die Generationensoziologie einen strategisch wichtigen Impuls durch Erfolge in der Religionsforschung. Norris und Inglehart veröffentlichen in diesem Jahr die Ergebnisse eines Forschungsprojekts, das in mehr als 80 Ländern durchgeführt wurde. In diesem Projekt wird der Einfluss von Schwankungen der existentiellen Sicherheit auf religiöse Überzeugungen und Verhaltensweisen untersucht. Norris und Inglehart sprechen in diesem Zusammenhang von Risiko, ich bevorzuge hier jedoch den Begriff Risikobewusstsein. Es stellt sich heraus, dass Traditionen und Generationen Unterschiede in Risikobewusstsein und deren Effekte auf religiöse Überzeugungen und religiöses Verhalten erklären können. Für die westlichen Länder bedeutet dies, dass religiöse Überzeugungen nicht vollständig verschwinden, sondern auf einem gewissen Niveau weiter bestehen werden. Es geht um religiöse Überzeugungen, die Auswirkungen auf das Verhalten im Rahmen von Fortpflanzung, Heirat, Scheidung, Abtreibung, Selbstmord und weitere gravierende Entscheidungen im Lebenslauf haben.

In der Familienforschung findet eine ähnliche Entwicklung statt. In diesem Bereich wächst das Interesse an diskontinuierlichem Wandel auf der Makroebene, der Auswirkungen auf Haltungen und Entscheidungen im Lebenslauf hat. Steigt zum Beispiel das Risikobewusstsein, dann passen Individuen ihr Verhalten in ihrem Lebenslauf an. Dies wird zum Beispiel deutlich in einem Bericht über die Entwicklung der Familiensoziologie in den Niederlanden (vgl. Dykstra 2006: 229).

6. Typologiegenerationen als Forschungsobjekte

Eine Typologie ist „eine Gesamtheit typischer Merkmale“, ein Stereotyp ist „eine Aussage, die in derselben Weise ständig, formelhaft, klischeehaft wiederkehrt“.

Man kann bei Typologiegenerationen empirisch feststellen, welche Kohortenmitglieder die Merkmale einer Typologiegeneration aufweisen. In soziologischen Erhebungen werden den Befragten kurze Beschreibungen von Typologiegenerationen genannt und gefragt, ob sie diese Generationen kennen und ob sie sich als Mitglied einer dieser Generationen betrachten (vgl. Diepstraten et al. 1999). Man muss bei derartigen Forschungsprojekten darauf achten, dass ein Mitglied von Kohortengeneration Y sich als Mitglied von Typologiegeneration X oder Z verhalten kann.

Um welche Muster von Typologiegenerationen geht es? Schelsky hat 1954 zwei Generationen einen Namen gegeben: die Vorkriegsgeneration und die Skeptische Generation.

Ein Muster von drei Typologiegenerationen entstand ca. 1964. Wie weiter oben erwähnt, existierte zu dieser Zeit in den Vereinigten Staaten eine soziale Bewegung, die „kulturelle Revolution“. Reich spricht in seinem Buch „The Greening of America“ (1970) von drei Generationen, die jeweils ein typisches Bewusstsein entwickelt haben. Bewusstsein I ist seiner Meinung nach eine Kombination von Unschuld, Egoismus und Oberflächlichkeit, die zu einer Flucht vor der Verantwortlichkeit führt und die Generation blind macht für den Ernst der Situation. Typisch für Bewusstsein II ist nach Reichs Auffassung, dass seine Anhänger gesellschaftliche Probleme deutlich wahrnehmen. Diese Generation sucht nach Lösungen, die sich auf die bestehende gesellschaftliche Ordnung beschränken. Bewusstsein II ist reformistisch und meritokratisch. Der Kern von Bewusstsein III ist Befreiung. Diese Befreiung entsteht in dem Augenblick, in dem das Individuum sich von der automatischen Akzeptanz der gesellschaftlichen Gebote befreit, die den Menschen ein falsches Bewusstsein aufdrängt. Diese Befreiung bedeutet, dass der Mensch frei ist, seine eigene Philosophie und eigene Werte zu gestalten. Er darf seinen eigenen Lebensstil und seine eigene Kultur von Neuem aufbauen. Bewusstsein III distanziert sich von der Idee der persönlichen Höchstleistung und des Wettbewerbes zwischen den Menschen. Jeder Mensch hat seine eigene Individualität und kann mit niemandem verglichen werden.

Reich beschreibt sehr genau, welche Vorstellung die Protestgeneration der sechziger Jahren [Bewusstsein III] von der Vorkriegsgeneration [Bewusstsein I] und der Stillen Generation [Bewusstsein II] hat. In den Vereinigten Staaten hatte man die zweite Generation mit dem Stereotyp „still“ bezeichnet, weil man deutlich machen wollte, dass diese Generation auch hätte protestieren können und sollen, dies aber nicht tat.

Diese Typologie der drei Generationen hat sich schnell auch in Europa etabliert. Vor allem das Fernsehen ist für diesen Erfolg verantwortlich, aber auch die Musik, die Literatur und die Bilder der Protestgeneration haben zu der Stereotypisierung beigetragen. Pop-Art hat beispielsweise die alten Traditionen über erlaubte Kombinationen von Farben zerstört und neue Kombinationen eingeführt.

Wie schon erwähnt, brach um 1975 eine Wirtschaftskrise aus, die bis etwa 1985 zu einer Zerrüttung des Arbeitsmarktes führte. Jugendliche, die ihre Berufsbildung abgeschlossen hatten, konnten in vielen Fällen keine Stellung bekommen und blieben viele Jahre arbeitslos. Im englischen Sprachbereich bürgerte sich für die neue Generation der Begriff „Lost Generation“ ein. Problematisch an dieser Bezeichnung ist die zweifache Bedeutung des Wortes „lost“ auf Englisch: einerseits bedeutet es „ohne Hoffnung“, vor allem ohne Chancen auf dem Arbeitsmarkt. Andererseits aber „ohne moralische und weltanschauliche Sicherheiten“. Als ab ca. 1985 die Arbeitslosigkeit unter Jugendlichen abnahm und die Einkommen der Mitglieder der „Lost Generation“ stiegen, behaupteten oberflächliche Beobachter, der Name für diese Generation sei falsch. Sie übersahen dabei jedoch, dass diese Generation immer noch eine „suchende“ Generation war und sich nach neuen moralischen und weltanschaulichen Sicherheiten sehnte.

Die Generationenforschung zeigte Mitte der siebziger Jahre deutlich, dass eine materialistische und eine postmaterialistische Kohortengeneration entstanden waren. Zu diesen Kohortengenerationen kamen eine materialistische und eine postmaterialistische Typologiegeneration hinzu.

Ende der neunziger Jahre wurde von uns zu den zu dieser Zeit bekannten Kohortengenerationen ein Modell mit fünf Typologiegenerationen ausgearbeitet (vgl. Becker 1998, 2000a, 2000b). Um Irrtümer zu vermeiden, sprechen wir von Typologiejahren, wenn es um Anfang oder Ende einer Typologiegeneration geht. Ein Typologiejahr deuten wir mit einem Sternchen (*) an. Es handelt sich um:

- die Vorkriegsgeneration, geboren zwischen 1910* und 1930*,
- die Stille Generation (1930*-1945*),
- die Protestgeneration (1945*-1955*),
- die Verlorene Generation (1955*-1970*) und
- die Pragmatische Generation (1970*-1985*).

Die Forschung in den Niederlanden hat anhand einer repräsentativen Stichprobe gezeigt, dass den Gesellschaftsmitgliedern diese Typologie bekannt ist und diese sich als Mitglieder einer Typologiegeneration betrachten (vgl. Diepstraten et al. 1999).

Mitte der neunziger Jahre wurde in den westlichen Ländern zunehmend deutlich, dass der „Babyboom“ zwischen etwa 1946 und 1970 gravierende und langfristige Folgen haben würde. Um diesen diskontinuierlichen sozialen Wandel und seine Effekte auf die Kosten der Pensionen und der Gesundheitsfürsorge, den Arbeitsmarkt und das Nationaleinkommen abgrenzen zu können, wurde der Name „Protestgeneration“ nach und nach abgelöst durch den Namen „Babyboom-Generation“. Weil der Geburtenanstieg bis etwa 1970 stattgefunden hatte, wurde oft auch von der „frühen“ und der „späten“ Babyboom-Generation gesprochen, anstatt von einer Protestgeneration und einer Verlorenen Generation.

Mitte der neunziger Jahre bildete sich in Folge der technischen Innovationen eine neue Typologiegeneration heraus. Wer 1985 oder später geboren wurde und diesen Umbruch im Laufe seiner Formativperiode miterlebt hat, wird als „Screenager“ bezeichnet (vgl. Bontekoning 2007). Ich ergänze also meine Typologie durch:

- die Screenage-Generation (1985* oder später geboren).

Im Laufe der 1980er und 1990er Jahre erkannten viele Wissenschaftler und Journalisten den Vorteil, die vorliegende Typologie durch eine neue Typologiegeneration zu ergänzen. In diesem Rahmen wurden verschiedene Begriffe vorgeschlagen: „Génération sacrifiée“ (vgl. Saint-Étienne 1993), „A Generation of Seekers“ (vgl. Roof 1993), „Generation X“ (vgl. Coupland 1991), „The Postponed Generation“ (vgl. Littwin 1986), um nur einige Beispiele zu erwähnen. Den meisten dieser Neologismen war nur ein kurzes Leben gegönnt. Auch die Werbung entdeckte den Reiz der Typologien von Generationen; Pepsi Cola nannte sein Produkt beispielsweise „The drink of a new generation“. Generationseinheiten entstanden unter anderem in der Form von jährlichen Musikveranstaltungen.

7. Ansatz für eine Generationstheorie

Für eine Erklärung von Generationenbildung ist eine Theorie erforderlich, die vier Hypothesen umfasst. Erstens die Hypothese der „initiellen Sozialisation“, die darauf hinweist, dass Sozialisation innerhalb von wichtigen neuen Situationen langfristige Nachwirkungen hat, wenn sie später bestätigt wird (vgl. Becker 1992). Viele Immigranten wissen nach vielen Jahren noch genau, was sie im ersten Jahre im neuen Land erlebt haben. Auch der Beginn eines Studiums oder einer neuen Stellung kann sich einprägen. Von dieser ersten Hypothese leitet sich eine zweite ab, die „Hypothese der differentiellen Kohortensozialisation“. Diese besagt, dass Sozialisation während der formativen Periode im Alter von etwa zehn bis dreißig Jahren langfristig prägt, wenn später eine Bestätigung dieser frühen Sozialisationsphase erfolgt. Die dritte Hypothese beinhaltet, dass relative Knappheit während der erwähnten formativen Periode zu langfristigen Auswirkungen auf Lebensläufe in Kohorten führt (vgl. Becker 1992). Es ist zu beachten, dass es hier um „relative“ Knappheit geht. Die vierte Hypothese bezieht sich auf die biologischen und psychologischen Aspekte der Formativperiode (vgl. Schroots 2008). Dieser Theorieansatz kann wie folgt schematisiert werden:

- 1.1. Wenn diskontinuierlicher sozialer Wandel auftritt, hat das (unter gewissen Umständen) Auswirkungen auf individuelle soziale Akteure im Alter von 10 bis 30 Jahren, sowie den Effekt, dass eine oder mehrere Kohortengenerationen entstehen.
- 1.2. Wenn Kohortengenerationen entstanden sind, entsteht Komplexität.
- 1.3. Wenn Komplexität entstanden ist, werden (unter bestimmten Umständen) Generationseinheiten aktiv.
- 1.4. Wenn Generationseinheiten aktiv werden, schlagen diese eine oder mehrere Typologien vor.
- 1.5. Wenn eine oder mehrere Typologien entstanden sind, werden diese (unter bestimmten Umständen) in der Gesellschaft institutionalisiert.
- 1.6. Wenn Typologiegenerationen entstehen, entstehen kulturelle Elemente (Werte, Normen, Haltungen, Erwartungen).
- 1.7. Wenn derartige kulturelle Elemente entstanden sind, entsteht Sozialisation, vor allem wenn Individuen innerhalb einer formativen Periode mit diesen Elementen konfrontiert werden.
- 1.8. Wenn erneute Bestätigung stattfindet, verfestigen sich die kulturellen Elemente, ansonsten werden sie ausgelöscht.
- 2.1. Wenn Kohortengenerationen entstanden sind, haben sie Effekte auf Allokationsprozesse.
- 2.2. Wenn Allokationsprozesse stattfinden, führen diese (unter bestimmten Umständen) zu einer Zunahme von sozialer Ungleichheit.
- 2.3. Wenn generationsbedingte soziale Ungleichheit entsteht, wird (unter bestimmten Umständen) generationenbewusste Politik ausgelöst.
- 3.1. Wenn partieller diskontinuierlicher Wandel stattfindet, entstehen (unter bestimmten Umständen) partielle Kohortengenerationen.
- 3.2. Wenn spezifischer diskontinuierlicher Wandel stattfindet, entstehen spezifische Kohortengenerationen.

Hypothesen über die Bildung von Kohortengenerationen müssen also aus diskontinuierlichem Wandel abgeleitet werden, nicht aus Typologiegenerationen. Auch muss darauf geachtet werden, dass Individuen zu einer gewissen Kohortengeneration gehören können, auch wenn sie die Kennzeichen der dazu gehörenden Typologiegeneration nicht aufweisen. Neben gesamtgesellschaftlichen Generationen gibt es partielle Generationen oder auch Teilgenerationen. Beispielsweise gab es innerhalb der Protestgeneration große Unterschiede zwischen Männern und Frauen. Auch spezifische Generationen können entstehen, zum Beispiel Technologiegenerationen (vgl. Van de Goor/Becker 2000; Docampo Rama 2001; Weymann 2000).

8. Generationenbewusste Politik

Im Jahre 1987 erschien das Buch „Our Common Future“ der World Commission on Environment and Development. In diesem Buch wird „nachhaltige Entwicklung“ folgendermaßen definiert: „Sustainable development is development that meets the needs of the present without compromising the ability of future generations to meet their own needs“ (S. 43). Der Begriff „Generation“ wird in diesem Buch nicht definiert, es wird jedoch deutlich, dass „Kohortengenerationen“ gemeint sind. Obwohl John Rawls nicht explizit genannt wird, dürfen wir annehmen, dass dessen Begriff „Gerechtigkeit zwischen Generationen“ eine entscheidende Rolle beim Verfassen dieses Buches gespielt hat (vgl. Rawls 1971; Becker 2000a). Rawls erklärt: „Each generation must not only preserve the gains of culture and civilization, and maintain intact those just institutions that have been established, but it must also put aside in each period of time a suitable amount of real capital accumulation“ (S. 285). Dies bedeutet, jede Generation ist nicht nur verpflichtet, die gesellschaftliche Kontinuität zu gewährleisten, sondern muss auch etwas zum Fortschritt beitragen. Die letztgenannte Verpflichtung könnte man interpretieren als Notwendigkeit, dafür zu sorgen, dass das eigene Land sich im System der benachbarten Länder behaupten kann und den Fortschritt innerhalb des Systems mitmachen kann.

Das Buch von Rawls über die Theorie der Gerechtigkeit wurde häufig kommentiert (vgl. Barry 1989; Freeman 2003). Was die Gerechtigkeit zwischen Generationen anbelangt, gewann vor allem die Idee eines Generationenvertrags viele Anhänger. Dass dieser Vertrag jedoch nicht ohne Weiteres verbindlich sein kann, wurde von dem englischen Philosophen Laslett und seinem amerikanischen Kollegen Fishkin ausgearbeitet (vgl. Laslett & Fishkin 1992). Nähme man den Vertrag wörtlich, wäre er absurd. Niemand kann den betreffenden Generationen vorrechnen, was sie zukünftig an Rechten und Pflichten haben werden. Auch ist es unmöglich, den „geschädigten“ Generationen Schadenersatz zu leisten. Vor allem die Folgen des Babybooms sind nicht vollständig auszugleichen. Reduziert man den Vertrag zu einer Verpflichtung, um nach den Regeln von „fair play“ zu handeln, kann der Generationenvertrag jedoch eingehalten werden.

Die Babyboom-Generation ist mittlerweile ergraut, die Lebensdauer steigt. Das Verhältnis zwischen dem Anteil der Arbeitenden einerseits und der Rentner sowie der Arbeitslosen andererseits wird immer ungünstiger. Wirtschaftswissenschaftler

haben eine „Buchhaltung der Generationen“ entwickelt und können darüber Aussagen machen, was jede Generation pro Periode zu viel oder zu wenig erhält (vgl. Becker 2000a). Wenn die Politik eine weniger ungerechte Verteilung des Nationalvermögens erzwingen will, bleiben Konflikte zwischen den Generationen kaum aus. Diese Spannungen machen es notwendig, eine generationsbewusste Politik einzuschlagen. Dabei muss darauf geachtet werden, dass die Verteilung nicht das heutige Nationalvermögen betrifft, sondern zunächst ein größeres Nationalvermögen geschaffen werden muss, um dann die Unterschiede mit Hilfe des zusätzlichen Vermögens zu verringern. Dementsprechend zielen die Politiken der Mitgliedsstaaten der Europäischen Union auf wirtschaftliches Wachstum ab. Die so genannte Lissabon-Strategie aus dem Jahre 2000 ist somit Teil einer generationenbewussten Politik.

Um das Nationalvermögen zu vermehren, müssen „stille Reserven“ eingesetzt werden. Zu diesen Reserven gehören diejenigen, die formell im Ruhestand leben, doch imstande und bereit sind, weiter zu arbeiten (vgl. Kohli 2007). In diesem Zusammenhang beinhaltet eine generationenbewusste Politik das Bemühen, ehemalige Professoren und andere pensionierte Wissenschaftler weiter arbeiten zu lassen oder sie erneut dafür zu gewinnen (Becker & Schroots 2008).

In Kohorten-Mobilitätsstudien hat sich längst herausgestellt, dass an vielen Universitäten das wissenschaftliche Personal häufig relativ alt ist. Damit ist die Nachhaltigkeit dieser Institutionen gefährdet. Auch hier muss also eine generationenbewusste Politik Lösungen anbieten. Auch in vielen Firmen und Privatorganisationen nähert sich das Personal dem Rentenalter, für ein generationenbewusstes Management bestehen somit noch viele Aufgaben.

In vielen Ländern führt generationenbewusste Politik zu einer Anhebung der Altersgrenze für die Verrentung. In Deutschland liegt die Grenze derzeit bei 67 Jahren, England wird in nächster Zukunft auf 69 Jahre erhöhen. Man kann es Mannheim natürlich nicht übel nehmen, dass er seinen Generationenbegriff 1928 nicht auch auf diese Entwicklungen abstimmen konnte (vgl. Braungart & Braungart 1993).

9. Stand und Perspektive der Generationenforschung

Um den heutigen Stand der Generationenforschung zu erkunden, analysiere ich den „state of the art“ dieser Forschungsausrichtung. Dabei meint der Begriff „state of the art“, dass die besten zur Verfügung stehenden Methoden angewandt werden, damit die bestmöglichen Resultate erzielt werden. Zu dieser Beurteilung ziehe ich die epidemiologische Forschung als Vergleichsbasis heran (vgl. Rothman et al. 2008). Erstens, weil, Pflanzen, Tiere, Patienten und Menschen im Allgemeinen einen Lebenslauf haben. Zweitens, weil Generationenforschung und epidemiologische Forschung viele Aspekte gemeinsam haben, wie in diesem Aufsatz durch Forschungsbeispiele demonstriert wurde (vgl. Danieli 1998; Ravelli 1999; De Waard 2000). Drittens, weil die in der Epidemiologie und der Generationenforschung angewandten statistischen Methoden in vielerlei Hinsicht übereinstimmen (vgl. Armitage et al. 2002). Bei epidemiologischer Forschung geht es um Auswirkungen von Entwicklungen der Makroebene auf Lebensläufe von Pflanzen, Tieren und Patien-

ten. Bei diesen Effekten geht es um „kausale Ketten“, wobei viele Übergänge indifferente Gleichgewichte aufweisen. Es geht also um Effekte, die am Besten mit Zufallsmodellen erforscht werden können. Dabei sind operationale Definitionen zu bevorzugen bzw. Definitionen, die eindeutig zu operationalen Definitionen umgestaltet werden können. Wie in der Generationenforschung müssen Alters-, Perioden- und Kohorteneffekte berücksichtigt werden.

Innerhalb der Generationenforschung unterscheide ich drei Forschungsprogramme. Erstens die Forschung über die Auswirkungen von nichtlinearen Makroentwicklungen auf Lebensläufe und das Verhalten von individuellen sozialen Akteuren. Als ein „state of the art“-Forschungsergebnis betrachte ich das Buch von Norris und Inglehart aus dem Jahr 2004. Auch die Berliner Altersforschung von Baltes und Mayer (1999) und das Alters-Survey von Kohli und Künemund (2000) sind zu erwähnen. Ein weiteres Musterbeispiel bildet die Meta-Analyse von Verhoeven, Jansen und Dessens (2005). Was spezifische Generationen betrifft, möchte ich auf das Projekt über Technikgenerationen von Van de Goor und Becker hinweisen (2000).

Als zweites Forschungsprogramm ist die Generationenforschung zu betrachten, die sich mit Typologien von Kohortengenerationen befasst. Als Musterbeispiel ist das Projekt von Diepstraten, Ester und Vinken (1999) zu nennen.

Als drittes Forschungsprogramm sehe ich alle allgemeinen Analysen von Generationen. Was die Beurteilung des Forschungsstandes betrifft, ist z.B. der Aufsatz von Kohli und Szydlik (2000) zu erwähnen. Die Lage der Generationenpolitik analysiert Kohli in seinem Aufsatz „Familienpolitik als Lebenslauf- und Generationenpolitik“ aus dem Jahr 2007.

Das Urteil über die heutige Lage der Generationenforschung fällt relativ gut aus. Die Generationenforschung kann dem Vergleich mit der epidemiologischen Forschung, die eine große Rolle spielt, durchaus standhalten. Die zukünftigen Perspektiven für die Generationenforschung sind in dreierlei Hinsicht günstig. Erstens ist zu beachten, dass es immer häufiger Befragungen gibt, die für Analysen in der Generationenforschung herangezogen werden können. Immer häufiger werden die Aufzeichnungen in Datenarchiven gespeichert. Zweitens muss damit gerechnet werden, dass problematischer diskontinuierlicher Makrowandel zunehmen wird und demzufolge öfter eine Bezugnahme auf die Generationenforschung zu erwarten ist. Drittens ist zu beachten, dass zukünftige Generationenforschung durch das günstige Angebot von Daten und Analysemethoden zu Resultaten führen wird, die im Rahmen der zunehmend externen Beurteilung von Universitäten und Forschungsgruppen wichtig sind. Die Ergebnisse dieser Beurteilungen spielen beim ‚Ranking‘ von Universitäten und Forschungsgruppen eine wichtige Rolle (vgl. Moed et al. 2004).

10. Schlussfolgerungen und Diskussion

Zu Beginn dieses Artikels wurde die Frage gestellt, ob das Modell von Mannheim noch Gültigkeit besitzt. Es hat sich herausgestellt, dass das Modell noch immer geeignet ist, um die Entwicklung von Generationen zu verstehen. Mannheim behandelte jedoch nur die Entwicklung von politischen und kulturellen Generationen.

Die zweite Frage lautete: Was sind die wichtigsten Ergänzungen, die notwendig sind? Die Bildung von Kohortengenerationen muss deutlich von der Bildung von Typologiegenerationen unterschieden werden. Darüber hinaus sind seit 1928/1929 neue Formen von diskontinuierlichem Wandel entstanden, zum Beispiel demografische Ungleichheiten, Kriege, Unterschiede zwischen wirtschaftlichen Perioden, etc. Das Modell von Mannheim muss beispielsweise auch ergänzt werden, um die Frage der sozialen Gerechtigkeit zwischen Generationen politisch erfassen zu können. Was die formative Periode von Jugendlichen und jungen Erwachsenen angeht, muss beachtet werden, dass auch biologische und psychologische Entwicklungen eine Rolle spielen (vgl. Schroots 2008).

Die dritte Frage war: Wie kann das Modell zu einer theoriegesteuerten Erklärung verwendet werden? Es ist notwendig, die Effekte diskontinuierlichen Wandels als „prime mover“ zu betrachten und von diesen Effekten aus eine Reihe von erklärenden Hypothesen zu formulieren. Diese Hypothesen sollten neben dem individuellen Verhalten der Mitglieder der Kohortengenerationen auch die Entstehung von Typologiegenerationen einschließlich der dazugehörigen Institutionen beinhalten.

Die vierte Frage lautete: Wie kann eine generationenbewusste Politik gestaltet werden? Soziale Gerechtigkeit erfordert Solidarität zwischen den Kohortengenerationen. In einer generationenbewussten Politik muss vermieden werden, dass der Kampf gegen soziale Ungleichheit auf Neuverteilung der vorhandenen finanziellen Mittel beschränkt wird. Stattdessen sollten stille Reserven in der Gesellschaft aufgedeckt und angewendet werden, um einen Ausgleich zu gestalten. Wird dies unterlassen, drohen Spannungen und Konflikte, die vermieden werden könnten.

Die fünfte Frage lautete: Was ist die heutige Lage der Generationenforschung und welche Perspektiven sind zu erwarten? Eine „state of the art“-Analyse macht deutlich, dass die heutige Generationsforschung einem Vergleich mit der epidemiologischen Forschung gewachsen ist. Entwicklungen in der Generationenforschung selbst, in der Gesellschaft und im Wettbewerb zwischen Universitäten und Forschungsgruppen machen es wahrscheinlich, dass sich dieser Forschungsbereich zukünftig weiterentwickeln kann. Das Erbe Mannheims ist sichergestellt.

Zum Abschluss dieses Artikels möchten wir auf die Position des Artikels von Mannheim innerhalb seines Lebenswerks hinweisen (vgl. Remmling 1975; Niethammer 2006; Woldring 1986). Diese Position ist relativ gering, vermutlich weil viele der Probleme mit Generationen zu dieser Zeit noch nicht existierten oder im Entstehen begriffen waren, wie beispielsweise die Auswirkungen der Geburtenwelle nach dem Zweiten Weltkrieg und die Effekte von Wirtschaftskrisen.

Zweitens ist zu beachten, dass unsere Gesellschaft immer stärker differenziert wird. Der Begriff „Zeitgenosse“ wird durch beschleunigten sozialen Wandel, Einwanderung und Emanzipation weiter differenziert. Diese Unterscheidung hat zur Folge, dass immer mehr mit Typologiegenerationen gearbeitet werden muss, um den Überblick zu behalten. In dieser Hinsicht hat die Generationenforschung eine wachsende Aufgabe.

Drittens ist bemerkenswert, dass das Wort „Generation“ im Alltag meistens ohne Weiteres begriffen wird, vor allem da der Kontext, in dem es gebraucht wird, das Wort ausreichend verdeutlicht. In wissenschaftlichen Veröffentlichungen jedoch wird dem Wort oft Undeutlichkeit vorgeworfen. Dies ist merkwürdig, da es meist

umgekehrt ist: Laien drücken sich undeutlich aus, Wissenschaftler formulieren genau. Dieses „Generationenparadoxon“ wird verschwinden, sobald konsequent zwischen Kohortengenerationen und Typologiegenerationen unterschieden werden wird.

Der Autor dankt Hans-Peter Blossfeld für seine Kommentare zu einer früheren Fassung dieses Artikels. Zu häufig gestellten Fragen über Generationen sowie Zusammenfassungen von Forschungsergebnissen siehe: www.ucas.nl.

Literatur

- Amato, P. R. & Booth, A. (1997). *A generation at risk: Growing up in an era of family upheaval*. Cambridge: Harvard University Press.
- Armitage, P., Berry, G. & Matthews, J. N. S. (2002). *Statistical methods in medical research*. Oxford: Blackwell.
- Attias-Donfut, C. (1988). *Sociologie des générations: l'empreinte du temps*. Paris: Presses Universitaires de France.
- Baker, K. L., Dalton R. J. & Hildebrandt, K. (1981). *Germany transformed. Political culture and the new politics*. London: Harvard University Press.
- Baltes, P. B. & Mayer, K. U. (1999). *The Berlin Aging Study, Aging from 70 to 100*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Barry, B. (1989). *Theories of justice*. London: Harvester – Wheatsheaf.
- Becker, H. A. (1992). *Generaties en hun Kansen*. Amsterdam: Meulenhoff.
- Becker, H. A. (1998). Generationen in West- und Ostdeutschland nach der Vereinigung. In H. Meulemann, (Hrsg.), *Werte und nationale Identität im vereinten Deutschland. Erklärungsansätze der Umfrageforschung*. Opladen: Leske + Budrich, S. 285-290.
- Becker, H. A. (2000a). Sociological research on discontinuous change. In: G.C. Kinloch, & R. P. Mohan, (Eds), *Ideology and the social sciences*. Westport: Greenwood Press, pp. 153-184).
- Becker, H. A. (2000b). Discontinuous change and generational contracts. In: S. Arber & C. Attias-Donfut. (Eds), *The myth of generational conflict, The family and state in ageing societies*, London: Routledge, pp. 114-132.
- Becker, H. A. (2008). Generations in European science and society. In: H. A. Becker & J. J. F. Schroots, (Eds), *The research potentials of senior scientists and scholars*. Utrecht: IGI-TUR, pp. 41-73.
- Becker, H. A. & Sanders, K. (2006). Innovations in meta-analysis and social impact analysis relevant for tech mining. *Technological Forecasting and Social Change*, 73, pp. 966-980.
- Becker, R. (Hrsg.) (1997). *Generationen und sozialer Wandel: Generationsdynamik, Generationenbeziehungen und Differenzierung von Generationen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Bertram, H. (1992) (Hrsg.). *Die Familie in den neuen Bundesländern: Stabilität und Wandel in der gesellschaftlichen Umbruchsituation*. Opladen: Leske + Budrich.
- Blossfeld, H. P. & Nuthmann, R. (1991). Transition from youth to adulthood as a cohort process in the Federal Republic of Germany. In: H-A: Becker (Ed.), *Life histories and generations*. Utrecht: ISOR, pp. 183-217.
- Blossfeld, H. P. & Hamerle, A. (1991). Advantages of event history analysis for life course research. .In: H. A. Becker (Ed.), *Life histories and generations*. Utrecht: ISOR, pp. 519-546.

- Blossfeld, H. P. & Prein, G. (1998) (Eds). *Rational choice theory and large-scale data analysis*. Colorado: Westview Press.
- Blossfeld, H. P., Hamerle, A. & Mayer K. U. (1986). *Ereignisanalyse: Statistische Theorie und Anwendung in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften*. Frankfurt: Campus Verlag.
- Bontekoning, A. C. (2007). *Generaties in Organisaties*. Ridderkerk: Labyrint.
- Braungart, R. G. & Braungart M. M. (1993). *Life course and generational politics*. Lanham: University Press of America.
- Ciroth, A. & Becker H.A. (2006). Validation – The missing link in life cycle assessment. Towards pragmatic LCAs. *The International Journal of Life Cycle Assessment*, 11, 5, pp. 295-297.
- Coupland, D. C. (1991). *Generation X: Tales for an accelerated culture*. New York: ABC Press.
- Courgeau, D. & Lelièvre E. (1992). *Event history analysis in demography*. Oxford: Clarendon Press.
- Danieli, Y. (1998) (Ed.). *International handbook of multigenerational legacies of trauma*. New York: Plenum Press.
- De Waard, F. (2000). *Over Tweelingen gesproken*. Soesterberg: Aspekt.
- Diepstraten I., Ester P. & Vinken H. (1999). Talkin 'bout my generation. *Netherlands Journal of Social Sciences*, 35, 2, pp. 91-109.
- Docampo Rama, M. (2001). *Technology generations handling complex user interfaces*. Maastricht: Shaker.
- Dykstra P. A. (2006: De toekomst van de familiesociologie in Nederland. In: G. Engbersen & J. de Haan (Hrsg). *Balans en Toekomst van de Sociologie*. Amsterdam: Pallas, S. 224-238.
- Felling, A., Peters J. & Schreuder O. (1983). *Burgerlijk en onburgerlijk Nederland, een nationaal onderzoek naar waardenoriëntaties op de drempel van de jaren tachtig*. Deventer: Van Loghum Slaterus.
- Fogt, H. (1982). *Politische Generationen: Empirische Bedeutung und theoretisches Modell*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Freeman, S. (2003) (Ed.). *The Cambridge companion to Rawls*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Halman, L., Luijckx R., & Van Zundert M. (2005) *Atlas of European values*, Tilburg: Tilburg University Press.
- Herrmann, U. (2006). Was ist eine „Generation“? Methodologische und begriffsgeschichtliche Explorationsen zu einem Idealtypus. In: A. Schüle., T. Ahbe & R. Gries (Hrsg.), *Die DDR aus generationengeschichtlicher Perspektive, Eine Inventur*. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag.
- Inglehart, R. (1977). *The silent revolution: Changing values and political styles among Western publics*. Princeton: University Press.
- Inglehart, R. (1997). *Modernization and postmodernization: Cultural, economic, and political change in 43 societies*. Princeton: Princeton University Press.
- Inglehart, R. & Abramson P. R. (1993). Affluence and intergenerational change: Period effects and birth cohort effects. In: H. A. Becker & P. L. J. Hermkens (Eds), *Solidarity of generations: Demographic, economic and social change, and its consequences*. Amsterdam: Thesis Publishers, pp. 71-114.
- Iwema, J., Becker H. A. & Sanders K. (1997). Transitions into independence. A comparison of cohorts born since 1930 in The Netherlands. *European Sociological Review*, Vol. 13, 2, pp. 117-137.
- Koch, A. (1993). An economic analysis of marital dissolution in West Germany. In: H. A. Becker & P. L. J. Hermkens (Eds), *Solidarity of generations: Demographic, economic and social change, and its consequences*. Amsterdam: Thesis Publishers, pp. 583-602.

- Kohli, M. & Szydlik M. (2000). Einleitung. In: M. Kohli & M. Szydlik (Hrsg.), *Generationen in Familie und Gesellschaft*. Opladen: Leske + Budrich, S. 7-18.
- Kohli, M. (2007). Familienpolitik als Lebenslauf- und Generationenpolitik. *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 36, Heft 5, S. 396-400.
- Kohli, M. & Künemund, H. (2000) (Hrsg.), *Die zweite Lebenshälfte – Ergebnisse des Alters-Surveys*. Opladen: Leske + Budrich.
- Laslett, P. & Fishkin J. S. (1992) (Eds). *Justice between age groups and generations*. New Haven: Yale University Press.
- Littwin, S. (1986). *The postponed generation, Why youth are growing up later*. New York: William Morrow.
- Lutz, W. (1991) (Ed.). *Future demographic trends in Europe and North America, What can we assume today?* London: Academic Press.
- Mannheim, K. (1928/1929) Das Problem der Generationen. *Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie*, 7 (1928), S. 157-185 und (1929), S. 309-330.
- Matthes, J. (1985) Karl Mannheims „Problem der Generationen“ neu gelesen. *Zeitschrift für Soziologie*, 14, S. 363-372.
- Mayer, K. U. (1994). *The postponed generation: Economic, political, social and cultural determinants of changes in life course regimes*. In: H. A. Becker & P. Hermkens (Eds), *Solidarity of generations*. Utrecht: ISOR, pp. 47-63.
- Meulemann, H. (1993). The social and personal costs of prolonged study. In: H. A. Becker & P. L. J. Hermkens (Eds), *Solidarity of generations: Demographic, economic and social change, and its consequences*. Amsterdam: Thesis Publishers, pp. 425-436.
- Moed, H. E., Glänzel, W. & Schmoch, U. (2004) (Eds). *Handbook of quantitative science and technology research, The use of publication and patent statistics in studies of S&T Systems*. London: Kluwer.
- Nickel, B. & Schmidt, P. (1993). Child or career? Determining influences on East- and West-German juveniles' intention to decide for an abortion. In: H. A. Becker & P. L. J. Hermkens (Eds), *Solidarity of generations: Demographic, economic and social change, and its consequences*. Amsterdam: Thesis Publishers, pp. 643-656.
- Niethammer, L. (2006). Generation und Geist. Eine Station auf Karl Mannheims Weg zur Wissenssoziologie. In: A. Schüle, T. Ahbe & R. Gries (Hrsg.): *Die DDR aus generationengeschichtlicher Perspektive. Eine Inventur*. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, S. 47-65.
- Norris P. & Inglehart R. (2004). *Sacred and secular. Religion and politics worldwide*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Opp, K. D., Voss P. & Gern, C. (1995). *Origins of a spontaneous revolution. East Germany in 1989*. Ann Arbor: The University of Michigan Press.
- Pinder, W. (1926). *Das Problem der Generationen in der Kunstgeschichte Europas*. Berlin: Frankfurter Verlags-Anstalt.
- Ravelli, A. C. J. (1999). *Prenatal exposure to the Dutch famine and glucose tolerance and obesity at age 50*. Amsterdam: Thesis.
- Rawls, J. (1971). *A theory of justice*. Oxford: Oxford University Press.
- Reich, C. A., (1970). *The greening of America*. New York: Bantam.
- Remmling, G. W. (1975). *The sociology of Karl Mannheim*. London: Routledge and Kegan Paul.
- Roof, W. C. (1993). *A generation of seekers, the spiritual journeys of the baby boom generation*. San Francisco: Harper Collins.
- Rothman K. S., Greenland S. & Lash T. (2008) (Eds). *Modern epidemiology*. London: Lippincott, Williams & Wilkins.
- Saint-Étienne, C. (1993). *Génération Sacrificiée, les 20-45 ans*. Paris: Plon.

- Sanders, K. & Becker, H. A. (1994): The transition from education to work and social independence: A comparison between the United States, The Netherlands, West Germany, and the United Kingdom. *European Sociological Review*, Vol. 10, No 2, pp. 135-154.
- Schelsky, H. (1957): *Die Skeptische Generation*. Frankfurt: Ullstein.
- Schroots, J. J. F. (2008). *The Janus model of life-course dynamics*. Utrecht: IGITUR.
- Van de Goor, A. G. & Becker H. A. (2000). *Technology generations in The Netherlands, A sociological analysis*. Maastricht: Shaker.
- Verhoeven, W. Jansen, W. & Dessens, J. (2005). Income attainment during transformation processes, A meta-analysis of the market transition theory. *European Sociological Review*, Volume 21, No. 3, pp. 201-226.
- Weymann, A. (2000). Sozialer Wandel, Generationsverhältnisse und Technikgenerationen. In: M. Kohli. & M. Szydlik (Hrsg.), *Generationen in Familie und Gesellschaft*. Opladen: Leske + Budrich, S. 36-58.
- Weymann, A. & Sackmann, R. (1993). Modernization and the generational structure: Technological innovation and technology generations in East and West Germany. In: H. A. Becker & P. L. J. Hermkens (Eds), *Solidarity of generations: Demographic, economic and social change, and its consequences*. Amsterdam: Thesis Publishers, pp. 721-744.
- Woldring, H. E. S. (1986). *Karl Mannheim. The development of his thought*. Assen: Van Gorcum.
- World Commission on Environment and Development (1987). *Our common future*. Oxford: Oxford University Press.

Eingereicht am/Submitted on: 08/01/2008

Angenommen am/Accepted on: 26/05/2008

Anschrift des Autors/Address of the author:

Prof. Dr. Henk A. Becker

Woestduinlaan 65

NL-3941 XC Doorn

Niederlande

E-mail: h.becker@hetnet.nl